

Karl-Heinz Reuband

Wie man zum Drogenkonsumenten wird

Über den Einfluß motivations- und situationsspezifischer Bedingungen auf den ersten Drogenkonsum

1. Drogenkonsum als Karriere

Verhaltensmuster sind oft das Endergebnis eines Entwicklungsprozesses, der durch mehrere, aufeinander folgende Phasen oder Stufen gekennzeichnet ist. In jeder dieser Phasen entscheidet ein mehr oder minder komplexes Bündel motivations- und situationsspezifischer Faktoren über den weiteren Handlungsverlauf und damit über die Möglichkeit des Übergangs zur nächsten Phase. Das sich am Ende ergebende Handeln kann demgemäß als das Produkt eines sukzessiven Auswahlprozesses von Handlungsmöglichkeiten verstanden werden.

Die Zahl der Phasen kann je nach Art der Handlung und nach dem Zeitraum unterschiedlich groß sein. So ist die Zahl im Fall eines habitualisierten Handlungsmusters – wie z. B. dem Einkauf kurzlebiger Konsumgüter – in der Regel niedrig (vgl. Kadushin 1968); die Zahl der Phasen kann demgegenüber in den Fällen relativ groß werden, in denen nicht habitualisierte, komplexe Entscheidungen verlangt werden, wie z. B. bei einem Wohnungswechsel (vgl. Rossi 1955). Angesichts des phasenspezifischen Ablaufs ist es bei komplexen Handlungsmustern in der Regel unmöglich, die Gründe für das Verhalten in unspezifischer Weise direkt zu erfragen. Sie können stattdessen nur im Rahmen einer phasenspezifischen Rekonstruktion erschlossen werden. Darauf hat Paul F. Lazarsfeld in verschiedenen, zuerst 1935 erschienenen und später wieder abgedruckten Artikeln nachdrücklich hingewiesen (Lazarsfeld 1954; Kornhauser und Lazarsfeld 1955). Die von ihm entworfene Methode zur Rekonstruktion der phasenspezifischen Determinanten ist in der Literatur unter dem Begriff der „Reason Analysis“ eingegangen (vgl. dazu Kadushin 1968).

Ein weiterer Ansatz in der Soziologie, Handeln als das Endergebnis eines phasenspezifischen Ablaufprozesses zu sehen, stammt von Howard S. Becker. Dieser Ansatz wurde – unabhängig vom Gedankengang Lazarsfelds – in Anlehnung an frühere Arbeiten der Chicago-Schule entwickelt, auf die Soziologie abweichenden Verhaltens bezogen und am Beispiel des Rauschmittelkonsums in seiner Fruchtbarkeit demonstriert.¹ Anders als bei Lazarsfeld stellt für Becker nicht die selbstgeäußerte Motivation, sondern die in der Forschung übliche Korrelationsanalyse – insbesondere in Form der multivariaten Analyse – den Ausgangspunkt der Betrachtung dar. Seine Kritik richtet sich gegen die Gepflogenheit, alle unabhän-

gigen Variablen in gleichgewichtiger Weise zu berücksichtigen. Becker plädiert für eine Konzeption, die den Prozeßcharakter von Handlungsabläufen und die *unterschiedliche* Bedeutung von Faktoren in *unterschiedlichen* Phasen berücksichtigt. Jede Stufe oder Phase bedarf nach ihm der Erklärung; denn was in der einen Phase eine relevante Determinante darstellt, kann in einer anderen Phase schon ohne Bedeutung sein. So bedürfen wir denn z. B. zur Erklärung des Rauschmittelkonsums einer Erklärung dafür, *wie jemand in eine Situation gerät, in der sich ihm die Möglichkeit des Rauschmittelerwerbs bietet*. Es bedarf weiterhin einer Erklärung, *warum er sich zum Konsum bereit findet, wenn er die Gelegenheit dazu hat*, und es bedarf darüber hinaus schließlich auch noch einer Erklärung, *warum er den Rauschmittelkonsum über den Erstkonsum hinaus fortsetzt*. Die Erklärung einer jeden Stufe ist somit Bestandteil einer Erklärung, die sich auf das resultierende Handeln bezieht. Dabei werden sowohl die objektiven Bedingungen, welche Handeln ermöglichen oder beschränken, als auch die subjektiven Definitions- und Interpretationsprozesse als konstitutive Elemente der einzelnen Phasen gesehen. In Anlehnung an eine Begrifflichkeit aus dem Bereich der Berufssoziologie wählt Becker schließlich den Begriff der *Karriere*, um die regelhafte, stufenweise Abfolge von individuellen Handlungsverläufen zu charakterisieren. Die Art der Analyse könnte man als „sequentielle“ Analyse bezeichnen (vgl. Becker 1963: 23 ff.).

Gemeinsam ist den beiden Konzeptionen von Lazarsfeld und Becker, daß dem Prozeßcharakter von Handlungsmustern Rechnung getragen wird. Vermieden wird, was für viele Arbeiten der Soziologie gilt, bei denen Aussagen formuliert werden „... in der Form von Variablen, die einerseits Anfangszustände beschreiben und andererseits Ergebnisse, anstatt in Form von Prozessen, in denen Handlungen und komplexe Strukturen von Handeln entwickelt, ausgebaut und verändert werden“ (Cohen 1965: 9). Darüber hinaus ist es kennzeichnend für beide Ansätze, daß dem Zusammenspiel motivations- und situationsspezifischer Faktoren – wenngleich in unterschiedlichem Maße – besondere Beachtung geschenkt wird. Die situationsspezifischen Bedingungen werden als Rahmen angesehen, innerhalb dessen sich Handlungsmöglichkeiten bieten, Definitionen herausbilden und Entscheidungen getroffen werden.²

Sowohl bei Lazarsfeld und seinen Schülern als auch bei Becker sind die Personen Ausgangspunkt der Analysen, die ein bestimmtes Handeln bereits vollzogen haben. An ihnen wird retrospektiv der Prozeß rekonstruiert, der zum Handeln geführt hat. Zwar wird die Fruchtbarkeit eines Ansatzes betont, der auch jene erfaßt, die andere Wege gegangen sind als diejenigen, die sich für ein bestimmtes Handeln entschieden (vgl. Becker 1963: 24; Kadushin 1968: 338); doch sind derartige Analysen insgesamt recht selten. Die Analyse des Verhaltens beschränkt sich in der Regel auf eine *einzig* Gruppe: die, welche die Endphase des Karriereprozesses durchlaufen hat. Wo das zu untersuchende Verhalten sehr selten vorkommt und daher in Umfragen auch nur schwer zu erfassen ist, stehen andere Alternativen zumeist auch nicht zur Verfügung.

Die rückblickende Erfassung von Handlungsprozessen auf der Grundlage einer

einzigem Gruppierung ist nun freilich nicht immer ganz ohne Probleme: Besonders, wenn es um die Analyse weit zurückreichender Ereignisse geht, die zudem über eine sehr selektive Gruppierung erschlossen werden, ist eine eindeutige Aussage oft nicht möglich. So ist über das Ausmaß positiver erster Rauschmittelerfahrung beispielsweise sehr wenig Repräsentatives zu sagen, wenn man diese Informationen über Gewohnheitskonsumenten erfragt und andererseits weiß, daß positive Rauschmittelerlebnisse zur Fortsetzung des Konsums prädisponieren. In einem derartigen Fall wird man das Ausmaß positiver Rauschmittelerfahrung beim Erstkonsum notwendigerweise überschätzen.

Angesichts der differentiellen Selektionsproblematik erscheint es uns daher generell sinnvoll zu sein, bei der Analyse von Handlungssequenzen die Analyse individueller Karrieren durch eine *getrennte* Analyse der *einzelnen* Karrierephasen zu ergänzen, in denen jeweils *alle* Personen miterfaßt werden, die diese Phase durchlaufen. Dies schließt notwendigerweise die Personen mit ein, welche über diese Phase niemals hinausgekommen sind – im Falle der Erstsituation für Rauschmittelkonsum beispielsweise auch die Probierer und Abbrecher nach einmaligem Konsum. Da in diesem Falle keine Selektionsproblematik entsteht, können die sich jeweils in der Phase ereignenden Prozesse mitsamt den situationspezifischen Vorbedingungen und situationspezifischen Konsequenzen am angemessensten erfaßt werden. Geschieht dies in bezug auf die sukzessiv angeordneten Phasen, so könnte man von einer sequentiellen Analyse auf der Ebene einzelner *Karrierephasen* sprechen (im Gegensatz zu einer Analyse auf der Ebene individueller *Karriereläufe*). Da der „output“ der einen Phase zugleich den „input“ einer nächsten Phase darstellt, ist auch in diesem Falle – trotz der getrennt durchgeführten Analyse einzelner Phasen – eine Verkettung der Phasen prinzipiell möglich; der Sequenzcharakter kann durch geeignete Fragen nach den Vorbedingungen und den Konsequenzen der jeweiligen Situation oder Phase hergestellt werden.³

Die Herstellung des Sequenzcharakters durch Fragen nach Vorbedingungen und Konsequenzen setzt eine bestimmte Datenbasis voraus: Es müssen zu den einzelnen Phasen jeweils *repräsentative* Stichproben vorliegen. Eine derartige Bedingung ist normalerweise gegeben, wenn man eine auf die Gesamtpopulation (wie z.B. Schülerschaft in einer Stadt) hin bezogene repräsentative Stichprobe zieht und diese dann nach den einzelnen Phasen unterteilt – im Fall des Rauschmittelkonsums beispielsweise in die Phase vor dem Erstkonsum, die Situation des Erstkonsums und die Phase nach dem Erstkonsum. (Die einzelnen Phasen können natürlich noch weiter unterteilt werden.) Die sequentielle Analyse setzt dann jeweils an einer Analyse der einzelnen Phasen an. Dabei wäre beispielsweise von der Situation des Erstkonsums ausgehend zunächst zu klären, welches die Vorbedingungen für den Erstkonsum darstellen. Auf der Grundlage dieser Informationen ließe sich dann in der Phase *vor* dem Erstkonsum – also unter den Nichtkonsumenten – feststellen, welche Faktoren auf die Variablen einwirken, die als Vorbedingungen für den Erstkonsum nachgewiesen worden waren. Die Analyse der Handlungsabläufe erfolgt somit faktisch nach einer Art Baukastenprinzip.

2. Zielsetzung und Methode der Arbeit

Ansätze auf der Basis von sequentiellen Analysen sind in der Soziologie abweichenden Verhaltens immer noch außerordentlich spärlich. Wenn man dem Karriereaspekt von Abweichlern Beachtung schenkt, dann zumeist nur unter der Perspektive formeller Selektions- und Kontrollprozesse, nicht aber unter der Perspektive der Devianzgenese.⁴ Empirische Arbeiten zum Prozeßcharakter der Abweichung finden sich darüber hinaus so gut wie nicht im Bereich der Forschung über Rauschmittelkonsum, obwohl H. Becker gerade am Beispiel des Rauschmittelkonsums die Fruchtbarkeit einer sequentiellen, prozeßhaften Analyse aufgezeigt hatte.

Im folgenden soll daher für den Rauschmittelkonsum Jugendlicher der Versuch unternommen werden, dem Karriereaspekt abweichenden Verhaltens im Rahmen einer sequentiellen Analyse Rechnung zu tragen. Dabei entscheiden wir uns für eine sequentielle Analyse auf der Ebene von *Karrierephasen* – in diesem Falle für die Analyse des *Erstkonsums* von Rauschmitteln. Die Situation des Erstkonsums von Rauschmitteln scheint insofern von großem Interesse für das Verständnis von Drogenkarrieren zu sein, als der erste Konsum den ersten entscheidenden Schritt in die Abweichung repräsentiert, eine Art *Wendepunkt*,⁵ der über den weiteren Verlauf des abweichenden Verhaltens mitzuentcheiden vermag.

Wir werden uns als erstes mit der Frage nach den unmittelbaren Voraussetzungen des ersten Rauschmittelkonsums befassen. Es wird zu klären sein, welche motivationalen und situativen Faktoren auf den Konsum einwirken: Ist der Konsum das Ergebnis einer zielstrebigem Suche nach Befriedigung konkreter individueller Bedürfnisse oder eher ein zufälliger Akt, eine nur aus der Situation heraus zu verstehende Abweichung von der gesellschaftlichen Norm? Als nächstes wird dann der Frage nach den Rauschmittelwirkungen nachzugehen sein: Wenn es darum geht, die Wirkungen von Rauschmitteln an sich selbst zu erfahren, dann fragt sich, in wie vielen Fällen das Erlebnis für den einzelnen auch als befriedigend erlebt wird. Zugleich wird zu klären sein, inwieweit motivationale und situative und damit nicht-pharmakologische Faktoren mit auf die Art der Rauschmittelerfahrung einwirken. Zum Schluß wird zu untersuchen sein, welche Bedingungen über die Fortsetzung oder den Abbruch des Konsums und damit über den Eintritt in weitere Karriereverläufe mitbestimmen.

Die empirische Grundlage unserer Analyse ist eine von uns im Jahre 1975 in Hamburg durchgeführte, repräsentativ angelegte Schüleruntersuchung zum Rauschmittelkonsum. Befragt wurden Jugendliche an Haupt- und Realschulen, Gymnasien sowie Berufsschulen jeweils von der 8. Klasse bzw. dem 1. Berufsschuljahr aufwärts. Die Befragung erfolgte schriftlich auf Klassenbasis. Ein bis zwei Interviewer waren während der Befragung zugegen, um die Beantwortung der Fragebögen zu erläutern und um für eine weitgehend störungsfreie Durchführung der Untersuchung zu sorgen.

Die Gültigkeit der erhobenen Daten dürfte generell hoch sein: Auch beim abweichenden Verhalten und Drogenkonsum – so haben wiederholt Untersuchungen gezeigt – ist die Bereitschaft, das Verhalten Interviewern gegenüber kundzugeben, recht groß (vgl. z. B. Gold o. J.). Bei schriftlichen Befragungen ist die Bereitschaft, tabuisierte und sanktionierte Verhaltensweisen einzugestehen, zudem noch etwas stärker ausgeprägt als in mündlichen Befragungen, da in diesem Fall die fehlende direkte Interaktion zwischen Interviewer und Befragten die Anonymität der Befragung noch evidenter macht. Die Gefahr von Interviewereffekten ist bei schriftlichen Befragungen minimiert; völlig ausgeschlossen indes ist sie nicht.⁶ Es wurden daher zusätzliche Bemühungen unternommen, die Gefahr von Interviewereffekten zu reduzieren. So wurde versucht, die subjektive Distanz zwischen Interviewern und Befragten klein zu halten, um Gefühle des mangelnden Vertrauens und potentieller Mißbilligung abweichender Verhaltensweisen zu reduzieren. Das Alter der Interviewer wurde nach oben hin beschränkt (auf in der Regel maximal 30 Jahre), die Interviewer angehalten, sich leger und nicht modisch oder betont konventionell zu kleiden. Lehrer durften während der Befragung nicht anwesend sein.⁷

Im folgenden sollen uns nur diejenigen Befragten näher interessieren, die ihren Rauschmittelkonsum mit dem Konsum von Cannabis – also Haschisch oder Marihuana – begannen.⁸ Für die Beschränkung auf eine Droge spricht, daß wir die pharmakologische Wirkung konstant halten und das Problem umgehen, welches sich aus drogenspezifischen Variationen ergeben könnte.⁹ Für die Wahl von Cannabis spricht, daß es sich um die Droge handelt, die in der weichen Drogenszene auch heute noch am weitesten verbreitet ist, zudem den eigentlichen Beginn der Drogenwelle Ende der 60er Jahre einleitete und das neue Phänomen des Rauschmittelkonsums mitsamt seiner z. T. elaborierten subkulturellen Ideologie prägte. Für unsere Zwecke ist schließlich besonders relevant: Cannabis stellt nach wie vor das Mittel dar, das von der überwältigenden Mehrheit der Konsumenten als Erstdroge benutzt wird: Der Anteil von Hamburger Konsumenten, die Cannabis als Erstdroge wählten, liegt seit 1970 unverändert bei rund 84% (Reuband 1978). Die Zahl der in der Umfrage vertretenen Konsumenten, welche mit Cannabis begannen und im folgenden näher untersucht werden sollen, beläuft sich auf $N = 573$.

Die Situation des Erstkonsums wird im vorliegenden Falle notwendigerweise retrospektiv erfaßt. Da retrospektive Erfassungen vergangener Einstellungen, Verhaltensweisen und Ereignisse von selektiver Erinnerung und nachträglicher Motivations- und Situationsbeschreibung beeinflusst werden, müssen wir bei unseren Daten mit einer gewissen erinnerungsbedingten Fehlerquote rechnen. Das Ausmaß der Verzerrung dürfte allerdings relativ minimal sein: Der erste Rauschmittelkonsum stellt für die meisten Jugendlichen ein subjektiv entscheidendes und einprägsames Ereignis dar. Und emotional besetzte, subjektiv zentrale Ereignisse pflegen in der Regel recht genau im Gedächtnis zu bleiben (vgl. Scheuch 1973: 138, Reuband 1978). Für rund zwei Drittel der Befragten lag der erste Konsum maximal zweieinhalb Jahre zurück.¹⁰

3 Motivations- und Situationsbedingungen

3.1 Konsumbereitschaft und Konsummotivation

Als erstes seien die motivationalen Aspekte des ersten Rauschmittelkonsums näher untersucht. Uns soll interessieren, inwieweit *vor* dem ersten Konsum bereits eine Bereitschaft zum Rauschmittelkonsum existiert. In der Literatur gehen zu dieser Frage die Meinungen auseinander. So herrscht auf der einen Seite – besonders bei den Medizinern und Psychiatern – die Vorstellung vor, Rauschmittel würden zur Bewältigung persönlicher Probleme genommen; ein *intentionaler* Akt auf der Grundlage vorheriger Konsumbereitschaft wird unterstellt. Dem situativen Kontext, in dessen Rahmen sich der Erstkonsum vollzieht, wird dabei in der Regel keine eigenständige Bedeutung eingeräumt. Nicht selten findet sich sogar die Vorstellung, daß sich die Konsumbereitschaft langfristig irgendwann durchsetzen wird, und der situative Kontext allenfalls die kurzfristige Umsetzung der Disposition in Handlung verzögert.

Auf der anderen Seite wird – besonders in neueren Arbeiten aus der Soziologie abweichenden Verhaltens – eine Intentionalität devianten Verhaltens gänzlich verneint. Die erste Devianz wird mehr oder minder als eine Zufallsabweichung von der Norm angesehen; die Abweichung wird aus Gegebenheiten der Situation heraus erklärt.¹¹ Ansätze, in denen motivationsspezifischen Faktoren der Vorrang eingeräumt wird, stehen somit Ansätzen gegenüber, in denen situationspezifische Faktoren als ausschließliche Determinanten des Verhaltens gesehen werden.

Die empirische Basis zur Bestätigung oder Widerlegung der beiden Ansätze ist bislang spärlich. In der Rauschmittelforschung hat man sich dieser Problematik praktisch kaum angenommen. Und wo hierauf – zumeist am Rande – eingegangen wird, ist die Darstellung oft nicht von Widersprüchen frei.¹² Gleichwohl lassen sich aus den wenigen Befunden Anhaltspunkte herleiten, die zur Klärung der Fragestellung beitragen könnten. Hier wären zunächst zwei amerikanische Untersuchungen zu nennen, die als Paneluntersuchungen – also als Befragung der gleichen Personen zu unterschiedlichen Zeitpunkten – angelegt wurden. Sie zeigen, daß das Vorhandensein einer Konsumbereitschaft die Chance des faktischen Konsums zu einem späteren Zeitpunkt tatsächlich erhöht (Blum und Ferguson 1970, Lucas et al. 1975). Wie viele der konsumbereiten Jugendlichen auch später einmal zu Drogen greifen, und wie viele der Erstkonsumenten sich durch vorherige Konsumbereitschaft auszeichneten, vermögen Panelstudien freilich nicht nachzuweisen: Zwischen der Befragung und dem ersten Konsum vergeht in der Regel einige Zeit; der Prozentsatz der Konsumbereiten kann sich innerhalb dieser Phase noch weiter vergrößern (oder verringern). Umgekehrt gilt, daß diejenigen, welche sich für Rauschmittelkonsum entscheiden und in der vorherigen Befragung nicht als potentielle Konsumenten erwiesen, sich gleichwohl durch vorherige Konsumbereitschaft auszeichnen können; diese hat sich u. U. nur erst nach der Befragung

eingestellt. Um nähere Informationen zur vorherigen Konsumbereitschaft zu erhalten, bedarf es daher zwangsläufig retrospektiver Fragen an diejenigen, welche sich für den Konsum illegaler Rauschmittel entschieden haben. Retrospektive Fragen dieser Art wurden in den beiden genannten amerikanischen Untersuchungen jedoch nicht gestellt.

Dafür liegen uns entsprechende Informationen auf der Basis retrospektiver Fragen für die Bundesrepublik vor. Sie zeigen, daß für Konsumenten, die über das erste Probierstadium hinausgegangen sind und die längere Zeit Drogen zu sich genommen haben, eine Konsumbereitschaft dem Konsum in der Regel vorhergeht. So gaben in einer Berliner Untersuchung an Cannabiskonsumenten aus dem Jahre 1969/70 73% der Befragten an, sie wären vor ihrem ersten Konsum bereits auf das Rauschmittel neugierig gewesen; 60% gar hatten sich bereits seit längerem vorgenommen, es zu probieren (Herha 1973: 81). Zu prinzipiell ähnlichen Ergebnissen kommen zwei später durchgeführte Fixeruntersuchungen; auch hier geben die meisten an, bereits vorher am Konsum interessiert gewesen zu sein (Kreuzer 1975; Berger 1976). Zumindest bei erfahrenen Cannabiskonsumenten und bei Fixern – so ließe sich folgern – scheint sich die These von der vorherigen Konsumbereitschaft zu bewahrheiten. Ob die These allerdings auch bei anderen Konsumenten – Gelegenheitskonsumenten und Probierern – gültig ist, kann nicht ohne weiteres geschlossen werden: Gewohnheitskonsumenten scheinen sich im Vergleich zu Probierern durch eine höhere Konsumbereitschaft auszuzeichnen.¹³ Das vorgefundene Ergebnis könnte u. U. eine Folge der spezifischen Untersuchungspopulation sein.

Betrachten wir deshalb die Ergebnisse unserer Untersuchung: Eine Einschränkung auf Gewohnheitskonsumenten gibt es hier nicht; die meisten der Befragten haben nur relativ selten Drogen zu sich genommen – fast die Hälfte nicht mehr als fünfmal. Die dem Konsum vorangehende Konsumbereitschaft wurde wie folgt erhoben: „Wie war ihre Einstellung zum Rauschmittelgebrauch, bevor sie zum ersten Male Rauschmittel nahmen? Wenn man sie kurz vorher – ungefähr einen Tag vorher – nach ihrer Bereitschaft zum Rauschmittelgebrauch gefragt hätte, was hätten sie dann wohl geantwortet?“. Von den befragten Konsumenten gaben auf diese Frage hin 40% an, eine starke Konsumbereitschaft verspürt zu haben („Ich würde gerne einmal ein Rauschmittel probieren“). 52% gaben eine ambivalente Haltung an („... vielleicht einmal ein Rauschmittel probieren“), und 9% gaben eine ablehnende Haltung an („... auf keinen Fall ein Rauschmittel probieren“). Die Mehrzahl der befragten Konsumenten erweist sich demnach von vornherein dem Konsum in gewissem Maße zugeneigt, wengleich häufig mehr in ambivalenten als in eindeutig positiver Weise.

Bei den zunächst nicht bereiten Konsumenten dürften situationsspezifische Faktoren den entscheidenden Schritt zum ersten Konsum bewirkt haben. Dabei dürfte sich in der Situation der Konsumgelegenheit eine gewisse Umorientierung ereignet haben: Bedenken gegenüber Haschisch dürften durch die anwesenden Personen ausgeräumt und Konsummotivation durch positiv gefärbte Wirkungs-

schilderungen geweckt worden sein.¹⁴ So geben immerhin 67% der zunächst ablehnend eingestellten Konsumenten Neugier als Motiv für den ersten Konsum an. Nur 16% nennen äußeren sozialen Zwang bzw. Einfluß („weil andere es auch taten“, „um Mut zu beweisen“ usw.), und nur 9% verweisen auf einen Zustand eigener Unzurechnungsfähigkeit („war betrunken“ usw.). Vergleicht man diese Zahlenangaben mit denen bei den ambivalenten oder von vornherein positiv eingestellten Konsumenten, so erweisen sich die Unterschiede als erstaunlich gering: Neugier wird von den übrigen Konsumenten zu 85% genannt, sozialer Zwang zu 15% und Unzurechnungsfähigkeit zu 2%. Die verbalisierten Gründe für Rauschmittelkonsum unterscheiden also nur noch minimal zwischen den Personen mit unterschiedlich großer vorheriger Konsumbereitschaft. Die zunächst bestehenden Unterschiede in der subjektiven Konsumdisposition scheinen in gewissem Maße eingeebnet zu sein (vgl. Tabelle 1).

Zugleich wird deutlich, daß die weitverbreitete These, selbsttherapeutische Motive würden den Hauptgrund für Rauschmittelkonsum stellen, für keine der Gruppen mit unterschiedlicher Konsumbereitschaft zutrifft. Interpretiert man den Verweis auf gestörte Umweltbeziehungen und den Verweis auf Zustände des Unbefriedigtseins als Indikator für Frustrationserlebnisse, so gelangt man auf einen relativ kleinen Anteil von Personen, denen man derartige Fluchtmotive unterstellen könnte. Selbsttherapeutische Motive ergeben weder als Hauptgrund noch in Kombination mit dem Motiv „Neugier“ einen derart hohen Prozentsatz, daß man von einer Bestätigung der These sprechen könnte. Darin stimmt unsere Untersuchung mit anderen Untersuchungen überein.¹⁵

Festzuhalten bleibt unter der Perspektive unserer Ausgangsfragestellung: Dem ersten Rauschmittelkonsum geht mehrheitlich eine teils positive, teils ambivalente Bereitschaft zum Konsum voraus. Nur in wenigen Fällen ist die Einstellung zunächst negativ und wird erst in der Situation des Erstkonsums zumindest partiell neutralisiert. Mehr oder minder diffuse Neugier auf die Rauschmittelwirkungen stellt den wichtigsten subjektiven Grund für Rauschmittelkonsum dar. Von einer Zufallsabweichung von der Norm kann angesichts dessen nicht die Rede sein. Bestätigt werden kann jedoch auch nicht die in der Rauschmittelforschung häufig anzutreffende These von der Intentionalität des Konsums: Die relativ hohe Quote ambivalenter Einstellungen macht diese Annahme fragwürdig. Eine Intentionalität kann zudem nicht einmal notwendigerweise dort unterstellt werden, wo eine starke vorherige Konsumbereitschaft vorliegt. Realistischer scheint zu sein, das Vorhandensein einer mehr oder minder latenten Konsumdisposition zu postulieren, die längere Zeit existieren kann, ohne sich in tatsächlichen Konsum umzusetzen. Die Gelegenheit dazu muß sich erst im Rahmen einer ganz bestimmten Situation ergeben.¹⁶ Erst die Kombination von motivations- und situationsspezifischen Faktoren bestimmt das Handeln. Welcher Art die situationsspezifischen Faktoren sind, soll als nächstes, zunächst anhand des Personenkreises und dann anhand des Ortes für Erstkonsum, diskutiert werden.

3.2 Personenkreis beim Erstkonsum

Der Frage, in welchem Maße der Konsum von Rauschmitteln sozialen Charakter hat und soziale Faktoren über den Beginn und die Fortsetzung des Konsums bestimmen, ist in der bisherigen – weitgehend individualpsychologisch orientierten – Forschung wenig diskutiert und untersucht worden. Theoretisch vorstellbar wäre, daß der Erstkonsum isoliert vollzogen wird – dann etwa, wenn Probleme Drogen als einzigen Ausweg erscheinen lassen oder wenn die Neugier besonders groß ist, der Zugang zu Drogen kein Problem darstellt und man kein Mißtrauen gegenüber der verfügbaren Droge hegt. Unsere bisherigen Daten sprechen allerdings sehr wenig für derartige Motivlagen: Weder dominieren selbsttherapeutische Motive noch scheint die vorherige Konsumbereitschaft derart stark, daß es den einzelnen förmlich zum Konsum drängt.

Denkbar wäre zum anderen, daß der Rauschmittelkonsum nicht isoliert vollzogen wird, sondern in soziale Situationen eingebettet ist und von dorthin mitdeterminiert ist. So wäre möglich, daß sich der Konsum aus dem Geflecht täglicher Interaktionen mit Freunden und Bekannten ergibt. Schließlich sind Jugendliche – ebenso wie Erwachsene – in soziale Kontexte gestellt; sie verfügen über einen Freundes- und Bekanntenkreis, der sowohl auf die eigenen Einstellungen als auch das eigene Handeln einwirkt. Kontakte mit anderen Jugendlichen bergen die Möglichkeit, mit anderen Lebensstilen und Verhaltensmustern konfrontiert zu werden. Welcher Art diese Lebensstile oder Verhaltensmuster sind, dürfte nicht zuletzt auch von historischen Faktoren abhängig sein: Verschiedene Verhaltensmuster bilden sich zu unterschiedlichen Zeiten heraus und vermögen das Bild eines nennenswerten Teils der Jugendlichen zu prägen.

Der Rauschmittelkonsum – besonders von Haschisch – dürfte mit zu den Elementen eines abweichenden, subkulturellen Lebensstils unter Jugendlichen gehören. Haschischkonsum wurde im Rahmen der subkulturellen Bewegung der 60er Jahre als Möglichkeit propagiert, sich angenehmen Erfahrungen auszusetzen bei gleichzeitiger Chance, neue Erlebnis- und Erkenntnisdimensionen zu erschließen. Gleichzeitig wurde der Haschischkonsum zu einer sozialen Angelegenheit stilisiert: als ein Akt der gemeinsamen Partizipation an neuen Erlebnissen und Erfahrungen, nicht selten auch als ein Akt der symbolischen Bekräftigung solidarischer Gruppenbindungen. Ausgehend vom sozialen Charakter von Rauschmittelkonsum könnte man unterstellen, daß die Chance zur Partizipation am Rauschmittelkonsum steigt, je mehr Personen dem Freundes- und Bekanntenkreis angehören. Man könnte also vermuten, daß Rauschmittelkonsumenten über *mehr* und nicht etwa – wie es der pathologische Erklärungsansatz postuliert – über weniger Freunde und Bekannte verfügen als Nichtkonsumenten.¹⁷

Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen deuten darauf hin, daß von den beiden skizzierten Ansätzen jener Ansatz eher der Realität gemäß scheint, der den sozialen Charakter des ersten Rauschmittelkonsums betont. Der Erstkonsum, so zeigt sich in diesen Arbeiten, findet in der Regel nicht isoliert, sondern in Gemein-

schaft mit anderen – zumeist rauschmittelerfahrenen Freunden und Bekannten – statt. Aus diesem Personenkreis erhält der Erstkonsument auch das erste Rauschmittel. Das Mittel wird ihm dabei in den meisten Fällen kostenlos angeboten; nur in sehr seltenen Fällen bittet er selbst darum oder wendet finanzielle Kosten dafür auf (z. B. Behrendt 1971, Wetz 1971, Herha 1973, Infratest 1973, Hessisches Kultusministerium und Sozialministerium 1974). Konsumenten, so zeigt sich weiterhin, weisen im Vergleich zu Nichtkonsumenten einen größeren Freundes- und Bekanntenkreis auf (vgl. z. B. Nordalm 1972, Schmidt-Scherzer et al. 1971, Institut für Jugendforschung 1973, Infratest 1973).¹⁸ Inwieweit hierbei der größere Freundes- und Bekanntenkreis eine Ursache oder eine Folge des Rauschmittelkonsums ist, bleibt in der Literatur unbeantwortet, da eine genauere Aufgliederung der Befunde nach Ausmaß des Rauschmittelkonsums unterbleibt. Wir können aus der Literatur nicht entnehmen, ob sich – wie es die zweite Erklärungsversion andeutet – bereits bei den Erstkonsumenten hinsichtlich des Verkehrskreisumfanges Unterschiede zu den Nichtkonsumenten ergeben.

Versuchen wir nun anhand unserer Daten zunächst die Frage nach dem Stellenwert des Verkehrskreisumfanges genauer zu klären. Untergliedert man hier die Daten nach der Konsumhäufigkeit und zieht die Gruppe der Nichtkonsumenten als Vergleichsgruppe heran, so wird die Annahme vom größeren Freundes- und Bekanntenkreis der Rauschmittelkonsumenten bei den einmaligen Konsumenten bestätigt: Während unter den Nichtkonsumenten 39% mehr als 10 Freunde und gute Bekannte angeben, nennen unter den einmaligen Konsumenten 49% mehr als 10 Freunde und gute Bekannte. Weiterhin zeigt sich: Die Zahl der Freunde und Bekannten steigt mit zunehmender Konsumerfahrung tendenziell an, scheint von einer bestimmten Konsumerfahrung an der Tendenz nach allerdings konstant zu bleiben.

Dieses Ergebnis könnte ein Hinweis dafür sein, daß auch nach dem Erstkonsum das Ausmaß der Verflochtenheit in interpersonale Netzwerke zunächst noch über den Konsum bestimmt, und sich erst später eine Verselbständigung des Konsums von der Partizipation an Konsumgelegenheiten ergibt. Darauf würde auch die Beobachtung hindeuten, daß mit steigender Konsumhäufigkeit die Zahl derer zunimmt, welche den eigenen Konsum selbst finanzieren (vgl. Reuband 1977b). Zieht man weiterhin die Aussage über die eigene Kontaktfähigkeit heran, so zeigt sich, daß der Anstieg in der Größe des Freundes- und Bekanntenkreises von den Nichtkonsumenten hin zu den Konsumenten parallel geht mit einer größeren Fähigkeit, neue Kontakte zu schließen und mit fremden Menschen ins Gespräch zu kommen. Damit wird die in der Literatur durchaus häufig genannte These von der Einsamkeit und Isolation des Drogenkonsumenten, die zum Drogenkonsum führe, widerlegt. Es sind nicht die sozial isolierten, sondern vielmehr die sozial aktiven Jugendlichen, die eher zum Rauschmittel greifen.

Betrachten wir als nächstes unsere Daten zur sozialen Situation des Erstkonsums. Auch hier zeigt sich – wie schon in der früheren empirischen Literatur –, daß der Erstkonsum fast ausschließlich in Gegenwart anderer Personen stattfin-

det; nur in 1% der Fälle vollzieht sich die Einnahme des ersten Rauschmittels isoliert. In 2% der Fälle ist ein einzelnes Geschwisterpaar anwesend und in 26% der Fälle entweder ein Freund oder eine Freundin. In den übrigen Fällen handelt es sich um einen größeren Kreis von Personen, eine mehr oder minder stark strukturierte Gruppe. Hierbei dominieren wiederum sehr enge Bezugspersonen: in 52% sind es mehrere Freunde; in 12% der Fälle sind es sowohl Freunde als auch entferntere Bekannte. Überwiegend entferntere Bekannte sind mit 1%, überwiegend Fremde mit 4% und sonstige Personen mit 2% vertreten. In nur 7% der Fälle kann also von einem Überwiegen von Personen gesprochen werden, die in einem distanzierten Verhältnis zum Erstkonsumenten stehen. Unter den anwesenden Personen befinden sich in der Regel auch eine oder mehrere Personen mit Rauschmittelerfahrung. Nur in 8% der Fälle geben die Befragten an, keiner mit Rauschmittelerfahrung hätte sich darunter befunden.¹⁹

Die Gelegenheit zum Konsum für den bisherigen Nichtkonsumenten von Haschisch erwächst aus der der Situation innewohnenden Dynamik: Einige der anwesenden Jugendlichen entscheiden sich, Cannabis zu nehmen; dabei bieten sie es auch dem bisherigen Nichtkonsumenten an. In 79% der Fälle ist dies die Regel; in den restlichen Fällen bittet der Konsument selbst um die Droge. Die Gelegenheit zum Konsum ist für ihn in den meisten Fällen (85%) kostenlos. Die üblichste Situation dürfte die einer *gemeinsamen* Partizipation am Haschischkonsum sein: Der Erstkonsument erhält die Möglichkeit, am Gruppenkonsum teilzunehmen; die Haschisch-Zigarette kreist in der Runde; jeder der Teilnehmer kann mehrere Züge zu sich nehmen. Die Rolle des Erstkonsumenten erweist sich insgesamt als eher passiv als aktiv: Die Konsumgelegenheit ergibt sich für ihn; sie wird nicht von ihm zielstrebig gesucht. Der Erstkonsument setzt sich aufgrund des Umfangs und der Zusammensetzung seines Freundes- und Bekanntenkreises zwangsläufig – ob er will oder nicht – Situationen aus, in denen sich die Chance zum Konsum bietet.

Unter den Mitkonsumenten ragen – wie unsere Zahlen andeuten – Freunde und gute Bekannte heraus. Personen, mit denen man locker bekannt ist, fallen – obwohl zahlenmäßig sicherlich umfangreicher als die Freunde und guten Bekannten – aus dem Kreis heraus. Ein Grund dafür könnte sein, daß man nur mit den Freunden und guten Bekannten häufig interagiert, und sich deshalb nur bei ihnen die Chance am ehesten ergibt, einer Gelegenheit zum Rauschmittelkonsum ausgesetzt zu sein. Eine andere Erklärungsmöglichkeit wäre, daß man Freunden und guten Bekannten eine höhere Wertschätzung, größeres Vertrauen und damit auch eine größere Glaubwürdigkeit entgegenbringt. Ihre Meinung – auch zum Rauschmittelkonsum – wird wohl eher akzeptiert als die Meinung von weniger engen und weniger glaubhaften Interaktionspartnern. Dementsprechend dürften sie auch am ehesten in der Lage sein, Befürchtungen gegenüber Rauschmittelkonsum zu entkräften oder zumindest zu neutralisieren. Darüber hinaus ist die Bereitschaft, ein unbekanntes Mittel zu nehmen, offensichtlich eng an das Moment des Vertrauens geknüpft: Selbst wer meint, der Gebrauch des jeweiligen Rauschmittels wäre ohne Gefahr, wird wohl im Falle des *konkreten* Angebots – bei zwangsläufiger Un-

kenntnis des angebotenen Mittels – die Droge eher von Personen des Vertrauens übernehmen als von Personen, zu denen man nur in lockerer Beziehung steht.²⁰ Die gleichen Elemente dürften ebenfalls dafür verantwortlich sein, daß Konsumenten Nichtkonsumenten gegenüber das Angebot eröffnen, am Rauschmittelkonsum zu partizipieren. In diesem Falle ist „Vertrauen“ sicher auch deshalb von großer Bedeutung, weil der Konsum illegaler Rauschmittel in unserer Gesellschaft als ein abweichendes und sanktioniertes Verhalten verstanden wird. Will man die Gefahr der Sanktionierung – welcher Art auch immer sie sein mag – vermeiden, so bedarf es einer Wahl von Interaktionspartnern, denen man ohne eigene Gefährdung den eigenen Konsum eingestehen kann. Freunde und gute Bekannte bieten am ehesten die Gewähr dafür, daß man selbst kein Opfer von Sanktionen wird (vgl. auch Blumer 1967: 48 ff.).

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Der Erstkonsum ist in soziale Bezüge eingebettet und gewinnt von dorthier auch einen Teil seiner Dynamik. Die Gelegenheit zum Konsum erwächst aus der Situation, die sich mehr beiläufig ergibt, als zielstrebig gesucht wird. Rauschmittelerfahrene Freunde oder gute Bekannte bieten dem – vorher schon tendenziell bereiten – „Novizen“ kostenlos Haschischkonsum an. Es ist die spezielle Kombination von tendenziell vorhandener Konsumbereitschaft, konkretem Rauschmittelangebot und der (hier nicht näher erfaßten) Diskussion über Vor- und Nachteile des Haschischgebrauchs, welche den Konsum letztlich bedingt.

3.3 Ort des Erstkonsums.

Im Vergleich zur Konsumbereitschaft und zum Personenkreis beim Erstkonsum ist der Ort des Erstkonsums wahrscheinlich von relativ geringer Bedeutung. Völlig unbedeutend indes scheint er nicht: Das Ausmaß der Kontrolle über die Personen, die eine Handlungsszene betreten können, ist je nach Art des Ortes unterschiedlich. So ist in der Öffentlichkeit im allgemeinen die Kontrollchance geringer ausgeprägt als in der Privatsphäre. Dementsprechend ist die Zugriffschance sowohl für Vertreter formeller Kontrollinstanzen (wie Polizei, Jugendschutztrupp) als auch für Vertreter informeller Kontrollinstanzen (wie Nachbarn z. B.) je nach Ort z. T. außerordentlich variabel (vgl. Stinchcombe 1970; Goffman 1959; Goffman 1963).

Die Chance, die Handlungsszene fast vollständig bestimmen zu können, dürfte im privaten Bereich, in der Wohnung oder im eigenen Haus am größten sein. Zwar besteht – sofern der Jugendliche mit den Eltern zusammenwohnt – prinzipiell die Chance, durch die Eltern am Konsum gestört zu werden; doch läßt sich in der Regel diese Chance minimieren, wenn man über den Zeitablauf oder die Verhaltensweisen der Eltern (z. B. Nichtbetreten des Zimmers) genau informiert ist. Bei bestimmten Anlässen – wie z. B. bei Partys – dürfte allerdings auch im privaten Bereich eine gewisse Auflösung der Kontrollmöglichkeit entstehen: Die Anwesenheit von entfernteren Bekannten oder gar Fremden dürfte das Gefühl der Si-

cherheit bei der Praktizierung abweichender Verhaltensweisen verringern. Man könnte im Falle einer derartigen Durchdringung des privaten Raumes durch nicht oder nur entfernt bekannte Personen von der Herstellung einer Halböffentlichkeit sprechen. Orte schließlich im Freien oder Orte, zu denen keine eigene Zugangskontrolle praktiziert werden kann (z. B. Diskotheken), sind am ehesten gegenüber Kontrollinstanzen anfällig. Dabei ist es wahrscheinlich relativ gleichgültig, ob es sich um einen Ort im Freien oder um eine öffentliche Einrichtung handelt: Öffentliche Einrichtungen haben zwar abgeschlossene Räumlichkeiten, die es häufig erlauben, das Eintreten von Polizei oder Jugendschutztrupps rechtzeitig zu bemerken. Sie haben andererseits jedoch den Nachteil, daß dort noch andere Personen vertreten sind, über deren Reaktion man nicht immer ganz gewiß sein kann. Diese Anwesenheit fremder Personen fehlt in der Regel an Orten im Freien, dafür ist hier die Ausweichchance relativ gering, sobald andere Personen die Handlungsszene betreten.

Die vorliegenden bundesdeutschen Untersuchungen, die nähere Angaben zum Ort des Erstkonsums enthalten, differieren z. T. erheblich in der Angabe der Orte für den Erstkonsum. So wird z. B. die Party in manchen Untersuchungen nur zu 10% als Ort des Erstkonsums angegeben (Lersner et al. 1971), in anderen Untersuchungen hingegen zu 47% (Zimmermann 1976). Ähnlich verhält es sich auch mit anderen Orten. So schwankt denn z. B. der relative Stellenwert von Diskotheken bzw. Beatlokalen zwischen 20% (Behrendt 1971) und 41% (Stadtjugendamt 1971). Anders als im Falle des Personenkreises scheint es also keine hohe Übereinstimmung zwischen den Untersuchungen hinsichtlich des Ortes beim Erstkonsum zu geben. Regionale Unterschiede und Unterschiede in der Art der Untersuchungspopulation dürften für diesen Befund verantwortlich sein. Dabei dürften die regionalen Unterschiede verschiedenartige Ursachen haben: eine wäre die Herausbildung einer „öffentlichen“ Drogenszene an spezifischen Orten innerhalb der lokalen Gemeinde; eine andere wäre – damit eng zusammenhängend – das Ausmaß und die Art praktizierter polizeilicher Kontrolle. Verantwortlich für Unterschiede, welche aus der Art der Untersuchungspopulation erwachsen, könnten schicht-, alters- oder schulspezifische Differenzierungen des Lebensstils sein.

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Untersuchungen sind etwas geringer, wenn man die einzelnen genannten Orte für Erstkonsum unter dem Aspekt der Zugangskontrolle in umfassendere Kategorien zusammenfaßt. Zählt man unter den Aspekt der Zugangskontrolle den Erstkonsum in der eigenen Wohnung, der Wohnung von Freunden oder auf Partys als Erstkonsum im privaten Bereich zusammen, so erhält man für die Privatsphäre einen Wert zwischen 55% und 67%. Aus ausländischen Untersuchungen ergeben sich prinzipiell ähnliche Werte (vgl. z. B. Plant 1975). Der Erstkonsum scheint in etwas mehr als der Hälfte der Fälle im privaten Bereich zu erfolgen. Welcher spezifische Ort dabei jeweils gewählt wird, dürfte für den Konsum weniger relevant sein.

Welches sind nun die Ergebnisse unserer eigenen Untersuchung? Der Gesamteindruck ist dem aus früheren Untersuchungen vergleichbar. In 54% der Fälle fin-

det der Erstkonsum in der Privatsphäre statt. Aufgeschlüsselt nach einzelnen Orten setzt sich dieser Wert zusammen zu 13% aus Erstkonsum auf einer Party, zu 7% aus Konsum in der eigenen Wohnung bzw. dem eigenen Zimmer und zu 34% in der Wohnung bzw. Zimmer von Freunden oder Bekannten. Auffällig scheint dabei der recht hohe Stellenwert der Wohnung von Freunden oder Bekannten im Verhältnis zur eigenen Wohnung. Dieser Befund ist für unsere Untersuchung nicht typisch; er findet sich jedoch auch in anderen Untersuchungen.

Eine mögliche Erklärung wäre, daß der Erstkonsum häufig mit Jugendlichen praktiziert wird, die eher Verfügungsgewalt über das eigene Zimmer bzw. die eigene Wohnung besitzen als der Befragte zum Zeitpunkt des Erstkonsums. Dafür würde etwa die Tatsache sprechen, daß sich die beim Erstkonsum anwesenden Personen zu einem großen Teil aus älteren Jugendlichen zusammensetzen. So geben die befragten Konsumenten an, der Erstkonsum wäre zu 1% mit vorwiegend jüngeren Jugendlichen praktiziert worden; 58% nennen überwiegend gleichaltrige, und 41% nennen ältere Jugendliche. Eine weitere Erklärungsmöglichkeit könnte im – unter Jugendlichen – vielfach vorhandenen Gruppencharakter des Freundes- und Bekanntenkreises liegen: Trifft man sich abwechselnd bei den verschiedenen Mitgliedern der Gruppe, so ist allein aus wahrscheinlichkeitstheoretischen Überlegungen heraus ein häufigeres Treffen in der Wohnung von Freunden und Bekannten, als in der eigenen Wohnung zu erwarten.

Betrachtet man als nächstes die Orte aus dem Bereich der Öffentlichkeit, so lassen sich eindeutige Schwerpunkte kaum ausmachen. Öffentliche Veranstaltungen und Diskotheken scheinen beim Erstkonsum – im Gegensatz zu manchen stereotypen Vorstellungen – keine besondere Bedeutung zu haben. Der Erstkonsum findet auf einer öffentlichen Veranstaltung nur zu 4% statt, in oder in der Nähe eines öffentlichen Lokals (wie z. B. einer Diskothek) zu 7% und innerhalb oder zumindest in der Nähe einer Freizeitstätte (wie z. B. Haus der Jugend) zu 5%. Die Schule ist äußerst selten Ort des Erstkonsums; nur 3% der Konsumenten gaben diesen Ort an. Sonstige Orte werden zu 27% genannt.

Ort und Personenkreis beim Erstkonsum erweisen sich als voneinander nicht völlig unabhängig. Der Anteil von *einzelnen* Interaktionspartnern ist sowohl zu Hause als auch in der Öffentlichkeit hoch; auf Partys dominieren demgegenüber – der Natur der Veranstaltung gemäß – *mehrere* Interaktionspartner. Damit wird die Chance, unbeobachtet von anderen abweichende Verhaltensmuster zu praktizieren, reduziert. Zugleich läßt sich zeigen, daß der Anteil entfernterer Bekannter auf der Party und im Bereich der Öffentlichkeit größer ist als im privaten Bereich (Tabelle 2).

4. Rauschmittelwirkungen

4.1 Art der Rauschmittelwirkung

Wer sich zum Rauschmittelkonsum entscheidet, verbindet damit in der Regel die Hoffnung auf eine für ihn neue und letztlich befriedigende Erfahrung.²¹ Die Rauschmittelerfahrung ist dabei das Ziel, auf das sein Handeln hin orientiert ist. Welcher Art ist nun diese Erfahrung beim Erstkonsum? Bei Haschisch und Marihuana kann nicht notwendigerweise von einer einheitlichen Wirkung ausgegangen werden; zu viele objektive und subjektive Faktoren wirken hier zusammen und können starke Schwankungen in der Rauschmittelerfahrung bedingen.

Zu den objektiven Faktoren zählt in erster Linie Dosierung und Reinheit des Mittels: Je nach Herkunftsland kann die Dosierung variieren („Schwarzer Afghan“, „grüner Türke“). Zudem stimmt die angegebene Dosierung häufig nicht mit der tatsächlichen Dosierung überein: Unwirksame Stoffe sind oft als Beimen- genungen im Cannabis enthalten, um es zu „strecken“. Mitunter sind auch Stoffe enthalten, die negative Erfahrungen wahrscheinlich machen (vgl. Bschor et al. 1971, Mattke 1972). Zu den objektiven Faktoren gehört ferner die Applikationsart: Ge- rauchtes Cannabis wirkt anders als oral eingenommenes (Schönhöfer 1976) und tief inhaliertes Cannabis wiederum anders als oberflächlich inhaliertes. Raucher, so die Vermutung verschiedener Autoren, dürften am ehesten noch eine angemessene Inhalationstechnik entwickelt haben, um Wirkungen zu erfahren. Doch reicht bloße Raucherfahrung in der Regel nicht aus, um optimale Wirkungen beim Cannabisgebrauch zu erfahren – so E. Goode (1970: 132). Es bedarf vielfach zusätzlicher „Hilfestellung“ durch rauschmittelerfahrene Mitkonsumenten (Becker 1963; Goode 1970).

Zusätzlich zu den objektiven Faktoren treten subjektiv vermittelte. So deuten verschiedene Laboratoriumsuntersuchungen darauf hin, daß Erwartungshaltungen und erlebte Bedingungen der Situation die Erfahrung mitbeeinflussen. Die These, daß autosuggestive Einflüsse und Umweltbedingungen die Ausprägung der Drogenerfahrung stärker bedingen als die Droge selbst (Schönhöfer 1976: 76), dürfte allerdings übertrieben sein. Dies dürfte allenfalls bei kleinen und mittleren Dosierungen der Fall sein; bei höheren Dosisstärken dürfte die Bedeutung von Erwartungshaltung und Situation in den Hintergrund treten (vgl. Carlin et al. 1972).

Angesichts der Vielfalt möglicher Faktoren, die auf die Rauscherfahrung einwirken, kann eine einheitliche Erfahrung unter Konsumenten nicht erwartet werden. Dies belegen auch die deutschen Untersuchungen. Dabei wurden die subjektiven Wirkungen des ersten Rauschmittels (fast ausschließlich Cannabis) vielfach auf der Grundlage offener Fragen (z. B. Behrendt 1971: 24 f.; Herha 1973: 95) z. T. auch auf der Grundlage vorgegebener Statements (z. B. Infratest 1973) erhoben.²² Die Wirkungsqualitäten werden in etwa 33% bis 45% der Fälle als positiv bezeichnet; negative Qualitäten werden in 12% bis 20% der Fälle genannt. Verhältnismä-

ßig hoch sind „keine“ Wirkungen mit ca. 40% bis 50% angegeben (vgl. z. B. Behrendt 1971, Herha 1973, Wetz 1971, Nordalm 1972, Peterson und Wetz 1975).

In unserer Untersuchung wurde ebenfalls der Versuch unternommen, Wirkungsqualitäten zu erfassen. Die Beschreibung wurde von vornherein auf die Dimension der Bewertung eingeschränkt und im Rahmen einer geschlossenen Frage explizit vorgegeben. Anders als in anderen Untersuchungen wurde nicht nur eine Kategorie für positive und negative Wirkungen, sondern auch für ambivalente Wirkungsqualitäten aufgenommen, um der möglichen Vielfalt von Erlebnisqualitäten gerecht zu werden.

Als Ergebnis unserer Analyse zeigt sich: 26% der Konsumenten klassifizieren ihre erste Erfahrung als angenehm; 23% bezeichnen sie als teils angenehm und teils unangenehm, stehen ihr also ambivalent gegenüber. Eine überwiegend negative Wirkung wird von 11% genannt. 40% schließlich konnten keinerlei Wirkung verspüren. Positive und ambivalente Erfahrungen halten sich demnach also ungefähr die Waage; negative Erfahrungen sind – wie auch in anderen Untersuchungen – selten, keine Wirkungserfahrungen relativ häufig. Wie die gegenüber anderen Untersuchungen neu eingeführte Kategorie für ambivalente Wirkungserfahrungen deutlich macht, stellt die ausgesprochen positive Erfahrung nicht die Regel dar. Neutrale und ambivalente Erfahrungen repräsentieren weitaus stärker die typische Erfahrung. Nur für eine kleine Minderheit von allenfalls etwa 10% dürfte die erste Erfahrung ein geradezu „phantastisches“ Erlebnis beinhalten (vgl. Wetz 1971: 92; Nordalm 1972: 86; Peterson und Wetz 1975: 33).

4.2 Art der Einnahme, Inhalationstechnik und Lernprozesse

Betrachten wir zunächst, in welcher Weise das Rauschmittel eingenommen wird und welche Folgen dies hat. Die überwältigende Mehrheit der Konsumenten – mindestens 94% – raucht das erste Cannabis. Der Rest hat andere Einnahmeformen oder Kombinationen von Einnahmeformen gewählt (im Tee getrunken, oral eingenommen usw.). Vergleicht man die Art der Drogenerfahrungen bei denen, die Cannabis geraucht haben, mit der Erfahrung jener, die andere Einnahmeformen wählten, so zeigt sich, daß in der Tat Wirkungen positiver Art unter den Cannabisrauchern eher auftreten. So verspürten unter den Rauchern nur 38% keine Wirkungen, unter den Verwendern anderer Einnahmeformen jedoch 48%. War die Wirkung bei den Cannabisrauchern zu 27% angenehm, so war sie es unter den übrigen Konsumenten nur zu 16%. Personen mit negativer Rauschmittelerfahrung finden sich unter den Rauchern von Cannabis seltener (11% vs. 19%).

Zum Zeitpunkt des Erstkonsums von Rauschmitteln hatten 82% der Konsumenten bereits Erfahrungen mit dem mehrmaligen Rauchen von Zigaretten.²³ Diese Quote liegt höher als bei den Nichtkonsumenten in vergleichbaren Altersgruppen. Der Grund dafür dürfte weniger in einer – mitunter postulierten – größeren Suchtdisposition von Rauschmittelkonsumenten liegen, als vielmehr in einer früher gezeigten Bereitschaft, abweichende Verhaltensmuster zu übernehmen.²⁴ Untersucht man die Art der Rauschmittelerfahrung in Abhängigkeit mit

vorher gewonnenen Erfahrungen beim Zigarettenkonsum, so erweist sich, daß vorheriges Rauchen von Zigaretten erwartungsgemäß die Chance erhöht, Erfahrungen zu machen. So verspürten unter den Nichtraucherern 50% keine Wirkung beim ersten Cannabiskonsum, Raucher hingegen nur zu 36%. Das Verhältnis von positiver und negativer Erfahrung ist zudem bei vorherigen Rauchern günstiger: sie machen zu 30% positive Erfahrungen und zu 10% negative Erfahrungen. Bei den Nichtrauchern ist das Verhältnis umgekehrt; sie machen eher negative als positive Erfahrungen (positive: 11%, negative 15%). Vorherige Erfahrungen mit dem Inhalieren von Zigarettenrauch sind also der Rauschmittelerfahrung „förderlich“.

Erfahrungen mit dem Rauchen von Zigaretten sind – wie H. Becker und E. Goode betonen – nicht immer eine hinreichende Bedingung für positive Rauschenerfahrung. Der Erstkonsument muß von seinen rauschmittelerfahrenen Mitkonsumenten lernen: er muß lernen, das Rauschmittel adäquat einzunehmen und zu inhalieren; er muß von anderen Konsumenten lernen, bestimmte Wirkungsqualitäten überhaupt zu perzipieren, und er muß lernen, die perzipierten Wirkungsqualitäten auch als positiv zu definieren (Becker 1963: 46f.; Goode 1970: 132ff.). Der Lern- und Instruktionsprozeß kann dabei in verbaler Weise verlaufen; er kann aber auch im Rahmen von Beobachtungslernen verlaufen – z. B. dort, wo es bloß um die richtige Inhaliertechnik geht (Goode 1970: 133).

Zwei Hypothesen lassen sich aus diesen Erkenntnissen ableiten: Isolierter Erstkonsum müßte mit weniger positiven Erfahrungen verbunden sein als gemeinsam mit anderen praktizierter Konsum: Isoliert einnehmende Konsumenten haben keine Gelegenheit, von den Mitkonsumenten zu lernen. Dabei mag es, gemessen an der isolierten Rauschmittelaufnahme, gleichgültig sein, ob es sich bei den Mitkonsumenten um rauschmittelerfahrene oder rauschmittelunerfahrene Konsumenten handelt, denn selbst bei rauschmittelunerfahrenen wäre noch ein Lernprozeß denkbar – dann etwa, wenn Wirkungen des Rauschmittelgebrauchs an sich selbst erfahren und an andere Erstkonsumenten kommunikativ vermittelt werden. Sukzessive Explorationen von Erfahrung und Vermittlung von subjektivem Empfinden und von Deutungsmustern könnten sich im Rahmen eines wechselseitigen Prozesses vollziehen. Die Anwesenheit von Mitkonsumenten unterstellt, könnte zum anderen aus den Thesen Beckers gefolgert werden, daß das Vorhandensein rauschmittelerfahrener Mitkonsumenten die Chance erhöhen müßte, selbst zu positiven Rauschmittelerfahrungen zu gelangen.

Welche Befunde ergeben sich dann aus unseren Daten? Alleinkonsumenten erweisen sich in der Tat als Personen mit wenig positiv erlebten Rauschmittelerfahrungen. Von den wenigen in unserer Stichprobe enthaltenen Alleinkonsumenten (N = 6) geben 67% an, keine Wirkung verspürt zu haben; jeweils 17% geben eine ambivalente oder negative Wirkung an; Personen mit positiv erlebter Rauschmittelwirkung fehlen hier gänzlich.

Anders hingegen die Ergebnisse einer Untersuchung, die unter Oberschülern in Essen durchgeführt wurde (die Fallzahl liegt etwas höher bei N = 17): In dieser Untersuchung ist die Quote der Konsumenten mit keiner Wirkung unter den Alleinkonsumenten *niedriger* als unter den übrigen Konsumenten. Bezüglich der positiven und negativen Rauschmittelwirkung indes werden die Ergebnisse der

Hamburger Untersuchungen im großen und ganzen bestätigt: Das Verhältnis von positiven zu negativen Rauschmittelerfahrungen ist bei den Alleinkonsumenten ungünstiger als bei den Konsumenten, die gemeinsam mit anderen Personen konsumieren.

Worin könnten die Gründe für die beobachteten Unterschiede liegen? In den Hamburger Untersuchungen waren ja Personen mit keiner Wirkungserfahrung unter den Alleinkonsumenten unterproportional, in der Essener Untersuchung hingegen überproportional vertreten. Mögliche Erklärungsansätze könnten daran anknüpfen, daß sich die befragten Konsumenten sowohl in der Zusammensetzung als auch im Zeitpunkt der Befragung voneinander unterscheiden. Die Essener Untersuchung betraf ausschließlich Gymnasiasten; diese wurden 1971 befragt; konsumierten also erstmals Drogen, als die Drogenwelle auf ihrem Höhepunkt war, und allgemeines Interesse an Drogen die öffentliche Diskussion bestimmte. Die Hamburger Untersuchung betrifft hingegen Schüler sämtlicher Schularten; der Erstkonsum fällt in eine Zeit der abebbenden Drogenwelle und des absinkenden Interesses am Drogenthema in der Öffentlichkeit.

Denkbar wäre zum einen, daß sich von vornherein unterschiedliche Arten von Personen jeweils in die Gruppe der Alleinkonsumenten rekrutierten. Denkbar wäre zum anderen, daß die Zugehörigkeit zu anderen sozialen Gruppen und Zeiteffekte über andere Reaktionsweisen nach Ausbleiben der ersten Rauschmittelerwirkungen bestimmen. Beides könnte bewirkt haben, daß sich die Alleinkonsumenten in der Essener Untersuchung bei Ausbleiben der Wirkung weniger schnell bereitfanden, den Konsum abzubrechen. Sie könnten die zu sich genommene Dosis – eher als die Konsumenten der Hamburger Untersuchungen – gesteigert und so die Chance erhöht haben, doch noch zu einer Rauschmittelerfahrung zu gelangen; schließlich nimmt die Chance einer Drogenerfahrung mit zunehmender Dosierung zu. Und Alleinkonsumenten sind angesichts des Fehlens von Mitkonsumenten besonders gut in der Lage, über die vorhandene Dosis frei zu verfügen.

Betrachten wir als nächstes den Stellenwert rauschmittelerfahrener Mitkonsumenten für die Art der eigenen Rauschmittelerfahrung. Unsere Daten, die zur Prüfung herangezogen werden können, basieren lediglich auf allgemeinen Eindrücken der befragten Jugendlichen. Es kann daher nicht mit Sicherheit auf die Anwesenheit tatsächlicher Konsumenten geschlossen werden, zumal eine Vortäuschung von Rauschmittelerfahrung zur Hebung des eigenen Renommées hie und da nicht ganz undenkbar ist.²⁵ Wir wissen – da dies nicht erhoben wurde – weiterhin nichts über das Ausmaß an Instruktion durch rauschmittelerfahrene Mitkonsumenten. Und wir wissen auch nicht, in welchem Maße die befragten Jugendlichen geneigt und kompetent waren, durch genaues Beobachten rauschmittelerfahrener Mitkonsumenten zu Folgerungen über angemessene Inhalationstechniken zu gelangen. Wir können daher nur recht grob messen, ob sich die Anwesenheit rauschmittelerfahrener Konsumenten auf die eigenen Erfahrungen ausgewirkt hat.

Als Ergebnis der Analyse zeigt sich: Die Anwesenheit rauschmittelerfahrener Mitkonsumenten scheint sich auf die Chance, angenehme Erfahrungen zu machen, nicht auszuwirken – wohl aber auf die Chance, zumindest partiell positive

Erfahrungen zu machen. Faßt man beide Arten von Erfahrungen zusammen, so ergibt sich für diejenigen, bei denen keine rauschmittelerfahrenen Konsumenten anwesend waren, ein Prozentsatz von 41%, bei denen mit rauschmittelerfahrenen Konsumenten von 49%. Personen ohne rauschmittelerfahrene Konsumenten weisen geringfügig häufiger keine oder unangenehme Wirkungen auf.

Die These von der Bedeutung rauschmittelerfahrener Mitkonsumenten für die eigene Konsumerfahrung wird somit der Tendenz nach bestätigt – wenn auch nicht in besonders beeindruckender Weise. Wir können allenfalls von Anhaltspunkten für die Richtigkeit der Hypothese sprechen. Das Postulat von der großen Bedeutung des Beobachtungslernens dürfte u. U. zu modifizieren sein. Über den Stellenwert der von erfahrenen Konsumenten gegebenen Instruktionen vermögen wir hingegen nichts auszusagen, da entsprechende Daten in unserer Untersuchung nicht erhoben wurden. An der großen Bedeutung von Instruktionen für positive Rauschmittelwirkungen bestehen indes wenig Zweifel (vgl. auch Cheek et al. 1971).

4.3 Motivations- und Situationsbedingungen als Determinanten der Rauscherfahrung

Die Einstellungen des Konsumenten – insbesondere seine Erwartungshaltung – sind in der Literatur als weitere Determinanten von Rauschmittelerfahrung genannt worden. Die Erwartungshaltung dürfte in zweierlei Weise auf die Rauschmittelerfahrung Einfluß nehmen: sie prädisponiert zum einen zur Wahrnehmung von Veränderungen der Rauschmitteleinnahme, auch wenn, objektiv gesehen, keine Wahrnehmungsveränderungen stattfinden. Placebo-Versuche haben dies hinreichend deutlich gemacht. Danach nehmen selbst Personen, die psychoaktiv unwirksame Stoffe einnehmen, aufgrund ihrer Erwartungshaltung in der Regel dennoch Veränderungen wahr (vgl. Interim Report 1970: 133 ff.; Second Annual Report 1972: 114 ff.). Der Einfluß der Erwartungshaltung dürfte zum anderen in der Erhöhung der kognitiven Sensitivität für tatsächlich ablaufende kognitive und sonstige Veränderungen liegen. Dies würde implizieren, daß eine starke Erwartungshaltung – wie sie z. B. durch eine starke Konsumbereitschaft indiziert wird – in gewissem Maße geeignet ist, die gleiche Funktion wie jene sozial vermittelten Instruktionen auszuüben, die Veränderungen in der Wahrnehmung subjektiv deutlich werden lassen. Im folgenden wollen wir prüfen, inwieweit diese aus Laboratoriumsexperimenten abgeleitete Vermutung sich auch an unseren Daten bestätigen läßt.

Man kann Tabelle 2 entnehmen, daß unsere Vermutung bestätigt wird; je stärker die vorherige Konsumbereitschaft ausgeprägt ist, desto eher stellt sich ein positiver Effekt beim ersten Cannabisgebrauch ein und desto seltener ein negativer oder kein Effekt. Wer meint, vor dem Konsum bereits dem Rauschmittelgebrauch gegenüber aufgeschlossen gewesen zu sein, nennt zu 31% positive Erfahrungen und nur zu 8% Erfahrungen negativer Art. Wer jedoch vorher nicht zum Konsum bereit war und ihn ablehnte, nennt negative Erfahrungen etwas häufiger als positive Er-

fahrungen (positive 20%, negative 22%). Die Beziehung bleibt auch bei Kontrolle verschiedener anderer Variablen stabil.

Neben den individuellen Prädispositionen wirken situative Momente des Erstkonsums in der Regel auf die Rauschmittelerfahrung mit ein. Werden diese als positiv erlebt, so erhöht sich die Chance, angenehme Rauschmittelerfahrungen zu machen. Werden sie indes als negativ erfahren, so ist auch die Chance negativer Rauschmittelerfahrungen groß (vgl. Schönhöfer 1976). Von den möglichen situativen Bedingungen sollen uns im folgenden der Kreis der anwesenden Interaktionspartner und der Ort des Konsums interessieren. Der Kreis der Interaktionspartner ist insofern von Interesse, als die Anwesenheit von Fremden oder Personen, zu denen man nur wenig Vertrauen hat, das Konsumklima zu beeinträchtigen und die Rauschmittelwirkung negativ zu beeinflussen vermag (vgl. Blumer 1967: 58). Der Ort des Konsums scheint aus prinzipiell den gleichen Gründen von Bedeutung zu sein: Da die Chance, eine Zugangskontrolle der Handlungsszene ausüben zu können, je nach Ort unterschieden ist, müßte auch das Gefühl der Unsicherheit je nach dem Grad zwangsläufiger „Öffentlichkeit“ variieren.

Untersucht man die Auswirkungen, die sich aufgrund der Präsenz von Personen mit unterschiedlichem Intimitätscharakter ergeben, so werden die vermuteten Beziehungen in unserer Untersuchung im wesentlichen bestätigt: Mit zunehmender Distanz zum Interaktionspartner (Tabelle 4) sinkt die Quote der Konsumenten mit angenehmen Wirkungen; dafür steigt die Quote derer mit unangenehmen oder keinen Wirkungen. Die höhere Quote für befriedigende Erlebnisse im Falle einzelner Interaktionspartner (Geschwisterpaar, Freund oder Freundin) im Vergleich zu Situationen, in denen man mit mehreren guten Freunden oder Bekannten zusammen ist, mag zunächst erstaunen – handelt es sich doch hier ebenfalls um enge Kontaktpartner. Der Grund dafür könnte sein, daß selbst bei Anwesenheit guter Freunde die zahlenmäßige Vergrößerung des Interaktionskreises eine Verunsicherung – und sei es nur im Sinne oberflächlicher Störung – mit sich bringt.

Im Gegensatz zu den Ergebnissen unserer Untersuchung stehen die Befunde der bereits früher zitierten Essener Untersuchung von Gymnasiasten aus dem Jahre 1971. Dort lassen sich keine nennenswerten Variationen in der Art der Rauschmittelerfahrung in Abhängigkeit vom anwesenden Personenkreis feststellen: Die Erstkonsumenten, die mit engen Freunden konsumieren, machen nicht notwendigerweise bessere Erfahrungen mit ihrem Rauschmittel, als die Konsumenten, die mit entfernteren Bekannten oder Fremden konsumieren. Ebenfalls machen Jugendliche, die nur mit einem einzigen Partner konsumieren, nicht notwendigerweise bessere Erfahrungen als die, die mit mehreren Freunden konsumieren.

Ein Grund für diese Unterschiedlichkeit der Ergebnisse könnte wieder in der Zeit des ersten Drogenkonsums liegen. Es könnte sein, daß in Zeiten, in denen man im Hinblick auf Rauschmittelkonsum ein günstiges Meinungsklima unter Jugendlichen wahrzunehmen glaubt, die Art der Interaktionsbeziehungen für das Rauschmittelerlebnis von sekundärer Bedeutung ist. Es wäre vorstellbar, daß man zu diesen Zeiten jedem Interaktionspartner eher eine positive Einstellung zum Rauschmittelkonsum unterstellt, als etwa in Zeiten, in denen der Drogenkonsum

weniger Rückhalt in altersgleichen Gruppierungen findet. Entferntere Bekannte oder Fremde dürften unter diesen Umständen einen weniger subjektiv bedrohlichen Charakter annehmen; die Unterschiede in der Art der Interaktionsbeziehungen dürften weniger ins Gewicht fallen.²⁶

Untersucht man die Auswirkungen des Ortes auf die Wirkung des Erstkonsums, so findet sich erwartungsgemäß ein etwas ungünstigeres Verhältnis zwischen positiven und negativen Rauschmittelerfahrungen an Orten, an denen die Kontrolle über Interaktionspartner erschwert ist. So haben diejenigen, die privat konsumieren, zu 31% eine positive und nur zu 7% eine negative Erfahrung (Tabelle 5). Diejenigen, die an Orten begrenzter Zugangskontrolle konsumieren, weisen demgegenüber ein ungünstigeres Verhältnis von positiven und negativen Erfahrungen auf. Dabei macht es hier keinen Unterschied, ob es sich beim Ort um eine Party oder einen Ort im öffentlichen Bereich handelt. In beiden Fällen machen die positiven Erfahrungen 22–25% der Fälle aus, und die negativen 13%. Das etwas günstigere Bild bei den privat konsumierenden Jugendlichen bleibt auch dann erhalten, wenn man den Kreis der anwesenden Interaktionspartner in die Analyse miteinbezieht. Der Befund ist somit nicht eine Folge der Tatsache, daß verschiedene Arten von Personen mit dem Erstkonsum an unterschiedlichen Orten verbunden sind.

Betrachtet man zu Vergleichszwecken wiederum die einzige Untersuchung mit vergleichbaren Informationen – die zitierte Essener Untersuchung –, so läßt sich der von uns beobachtete Befund erneut nicht replizieren. Die Party erweist sich als der Ort, an dem man am ehesten eine positive Rauschmittelwirkung erfährt; der private Bereich selbst scheint hier keinen besonderen, der Konsumerfahrung förderlichen Ort darzustellen (Zimmermann 1976: 72). Eine mögliche Erklärung der Unterschiede zwischen der Essener und unserer Untersuchung wäre wiederum der Zeitpunkt der Befragung. Es könnte sein, daß auch hier soziokulturelle Variationen des Meinungsklimas darüber entscheiden, ob sich der Aspekt der Zugangskontrolle über territoriale Räume auf das eigene Konsumerleben auswirkt: Wo man jedem Interaktionspartner von vornherein eine relativ günstige Einstellung zum Rauschmittelkonsum unterstellt, dürfte es geschehen, daß die Frage der Zugangskontrolle zum Ort des Konsums in den Hintergrund rückt, und andere Faktoren stattdessen stärker durchschlagen. Wenn diese These stimmt, wäre die Frage nach dem Stellenwert situationsspezifischer Faktoren für die Art der Rauschmittelerfahrung generell dahingehend zu relativieren, daß Variationen im soziokulturellen Meinungsklima über die Relevanz der situationsspezifischen Faktoren mitbestimmen.

5. Fortsetzung des Konsums

5.1 Rauschmittelwirkung und Fortsetzung des Konsums

Positive Rauschmittelerfahrungen sind – wie H. Becker gezeigt hat – eine notwendige (wenn auch nicht hinreichende) Voraussetzung zur Fortsetzung von Rauschmittelkonsum. Wo das erste Rauschmittelerlebnis positiver Art ist, bildet sich eine Bereitschaft zur Fortsetzung des Konsums heraus; wo die positive Rauschmittelwirkung beim Erstkonsum hingegen ausbleibt, ist das Bedürfnis nach Wiederholung des Konsums gering (Becker 1963: 56). Die Gültigkeit dieser Annahme ist auch für bundesdeutsche Rauschmittelkonsumenten erwiesen: Jugendliche mit positiver Erfahrung beim Erstkonsum brechen ihren Konsum weniger schnell ab als Konsumenten mit negativer Erfahrung (vgl. Nordalm 1972: 97, Peterson und Wetz 1973: 32, Zimmermann 1976: 74). Wie viele bereits nach dem Erstkonsum abbrechen, ist dabei jedoch ungeklärt: In den meisten Untersuchungen wird das Gefühl beim Erstkonsum lediglich mit der Beendigung des Konsums zum Zeitpunkt der Befragung in Verbindung gebracht. Ungeklärt ist auch, wodurch sich die Personen von anderen unterscheiden, die trotz negativer Rauschmittelerfahrung den Konsum dennoch fortsetzen.

Im folgenden wollen wir im Rahmen einer stringenteren Analyse versuchen, die These von der besonderen Bedeutung der ersten Rauschmittelerfahrung zu überprüfen. Wir wollen untersuchen, wie viele der Konsumenten mit unterschiedlicher Ersterfahrung den Konsum über das *erste* Mal hinaus fortsetzen oder einstellen. Dabei ergibt sich: Die Konsumenten, die beim ersten Mal eine positive Rauschmittelwirkung an sich verspürten, setzten den Konsum zu 85% auch über das erste Mal hinaus fort. Personen mit ambivalenter Rauschmittelerfahrung taten dies zu 83% und Personen mit keinerlei Wirkung zu 80%. Die Konsumenten mit negativer Erfahrung jedoch setzten den Konsum nur zu 41% über das erste Mal hinaus fort. Es macht demnach wenig Unterschied, ob das erste Gefühl eher positiv, mehr ambivalent oder gar neutral ist. Entscheidend für die Fortsetzung des Konsums scheint vielmehr zu sein, ob die Wirkung negativer Art ist oder nicht.

Nicht-negative Rauschmittelerfahrung prädisponiert mehrheitlich zur Fortsetzung des Konsums. Negative Erfahrungen hingegen erbringen nicht notwendigerweise – wie unsere Daten zeigen – grundsätzlich auch einen Abbruch des Konsums. Wodurch also unterscheiden sich die abweichenden Fälle: jene Personen, deren Konsumerfahrung negativ ist und die dennoch den Konsum über das erste Mal hinaus fortsetzen? *Eine* mögliche Erklärung könnte in der Stärke der Konsumbereitschaft liegen, die dem Konsum vorhergeht: Man könnte annehmen, daß Personen mit starker Konsumbereitschaft eher als Personen mit schwacher oder keiner über die Wirkungsweisen des Rauschmittels informiert sind und daher wissen, daß der erste Konsum nicht notwendigerweise positiv verlaufen muß. Sie antizipieren schon die Situation und sind weniger enttäuscht, wenn die positiven Erfahrungen beim ersten Konsum ausbleiben. Dementsprechend sind sie auch eher zur Fortsetzung des Konsums bereit. Eine starke Konsumbereitschaft dürfte zum

anderen mit dazu beitragen, daß der „Verheißung“ rauschmittelerfahrener Konsumenten auf ein besseres Erlebnis bei erneutem Konsum eher Glauben geschenkt wird. Die Chance, daß bei wiederholtem Gebrauch eine Änderung zum Positiven eintritt, ist denn in der Tat auch relativ groß (vgl. Zimmermann 1976: 71).

Betrachtet man unsere Daten (Tabelle 6), so wird diese These von der kompensatorischen Funktion einer starken Konsumbereitschaft insgesamt bestätigt: Es zeigt sich, daß bei den Konsumenten mit negativer Rauschmittelerfahrung die Stärke der vorhergehenden Konsumbereitschaft in entscheidendem Maße darüber bestimmt, ob der Konsum fortgesetzt wird oder nicht: Unter denen, die eine positive vorherige Einstellung zum Rauschmittelkonsum hatten, setzten 60% den Konsum über das erste Mal hinaus fort; der entsprechende Prozentsatz beträgt bei den ambivalenten Erstkonsumenten 40% und bei denen, die zuvor dem Konsum negativ gegenüberstanden hatten, nur noch 20%. Bei den Konsumenten mit nicht überwiegend negativen Erfahrungen wirkt sich die vorherige Konsumbereitschaft hingegen offensichtlich nicht auf die Fortsetzung des Konsums aus. Die Wirkung der Konsumerfahrung scheint in diesem Falle derart groß, daß bestehende Unterschiede in der Stärke der Konsumbereitschaft nivelliert werden.

5.2 Subjektive Gründe für Abbruch des Konsums

In der bisherigen Diskussion der Faktoren, die zu Abbruch oder Fortsetzung des Konsums über die Situation des Erstkonsums hinaus führen, blieben wir auf der Ebene objektiver Faktoren. Die subjektiven Gründe für den Abbruch blieben undiskutiert. Diese stellen zweifelsohne jedoch eine wichtige Dimension dar, die zwischen bestimmten Ereignissen – wie z. B. der Rauschmittelerfahrung – und bestimmten Handlungen interveniert. Es wäre falsch, die subjektiven Gründe – wie dies in tiefenpsychologischen Ansätzen der Fall ist – als bloße Oberflächenphänomene zu behandeln, die eher einen Rationalisierungsprozeß als Beweggründe des Handelns widerspiegeln. Es wäre umgekehrt ebenso falsch, sie – wie dies in manchen Richtungen der phänomenologischen Soziologie geschieht (so z. B. Phillipson 1971) – als eigentliche und ausschließliche Determinanten zu sehen. Die subjektiven Gründe müssen vielmehr analytisch als von den objektiven Determinanten getrennt gesehen werden. Sie können sich, müssen sich aber nicht notwendigerweise mit den objektiven Faktoren decken, da diese objektiven Faktoren unter Umständen nur einen Anlaß zur Herausbildung bestimmter Überlegungen darstellen können. Angesichts dieses kognitiven Aktivierungspotentials muß denn beispielsweise jemand, der beim ersten Konsum keine Wirkung verspürt und aufhört, nicht auch aus diesem Grunde mit dem Konsum aufhören. Es könnte sein, daß das Nichteintreten der Erfahrung allenfalls jene Bedenken aktiviert, die schon vorher gegenüber dem Rauschmittel vorhanden waren. Dies dürfte um so mehr gelten, je ambivalenter die Motivation zum Rauschmittelkonsum strukturiert ist, und je mehr situationsspezifische Aktivierungsprozesse den Konsum bewirkt haben.

Die subjektiven Gründe für den Abbruch des Rauschmittelkonsums werden im folgenden im Rahmen einer geschlossenen Frage angesprochen, bei deren Antwortkategorien explizit die Kategorie „es wirkte nicht (d.h. ich wurde nicht high)“ mitenthalten war. Durch die Spezifikation „ich wurde nicht high“ erscheint diese Kategorie sowohl auf diejenigen anwendbar, die keinerlei Wirkung verspürten, als auch mit Einschränkung auf diejenigen, die keine positive Rauschmittelwirkung erfuhren. Wie man Tabelle 7 entnehmen kann, nennt nur eine Minderheit unter den Konsumenten mit keiner positiven Wirkungserfahrung das Fehlen dieser Erfahrung als Grund des Abbruchs. So geben diejenigen Personen mit keinerlei Rauschmittelwirkung nur zu 30% das Fehlen einer Wirkung als den wichtigsten Grund an. Zählt man den zweitwichtigsten Grund hinzu, so kommt man auf 40%. Bei den Konsumenten, die eine negative Wirkung erfahren, sind schließlich sogar noch geringere Werte anzutreffen. Das Ausbleiben der positiven Wirkung scheint demnach für die Mehrheit nur einen *Anlaß* darzustellen, sich auf die Gründe, die gegen einen Konsum sprechen, zu besinnen. Das Ausbleiben der Wirkung scheint die Bedenken gegen einen Konsum wieder in den Vordergrund zu rücken. Dies könnte als ein erneuter Hinweis dafür gesehen werden, wie prekär die Balance von positiven und negativen Definitionen des Rauschmittelkonsums ist: Wir hatten ja schon anfangs gesehen, daß für einen recht großen Anteil der Konsumenten die vorherige Bereitschaft zum Konsum eher ambivalent als ausgesprochen positiv ausgeprägt ist. Bedenkt man in diesem Zusammenhang auch, daß selbst bei den Konsumenten, die eine positive Wirkung erfuhren und dennoch den Konsum abbrechen, mehr oder minder die gleichen Gründe zum Abbruch des Konsums führen, so wird deutlich, wie sehr die positive Rauschmittelwirkung eine notwendige, jedoch noch lange nicht hinreichende Voraussetzung für die Fortsetzung des Rauschmittelkonsums ist: Über die bloße positive Rauschmittelerfahrung hinaus bedarf es einer Bewältigung jener Probleme, die sich aus der gesellschaftlich negativen Definition des Rauschmittelkonsums ergeben. Der Konsument muß lernen, den Rauschmittelkonsum selbst in positiver und nicht mehr in negativer Weise zu sehen. Nur wenn dieser Lernprozeß gelungen ist, kann es zu einer stabilen Rauschmittelkarriere kommen (vgl. Becker 1963: 59).

Anmerkungen

- 1 Die erste systematische Darstellung des Karrierekonzeptes erschien in Beckers Band „Outsiders“ 1963. Demonstriert wurde die Konzeption anhand konkreter empirischer Arbeiten von ihm jedoch schon in den 50er Jahren (vgl. Becker 1963: 41 ff.). Bei der Übernahme des Karrierekonzeptes beruft sich Becker auf berufssoziologische Arbeiten von E. Hughes – erstaunlicherweise nicht auf W. I. Thomas, der als eigentlicher Lehrer von E. Hughes gilt. Bereits bei Thomas sind die wichtigsten Überlegungen zur Konzep-

tion sequentieller Handlungsverläufe zu finden (vgl. Thomas 1963). Andere Autoren, die unter dem Einfluß der Chicago-Schule Karrierekonzeptionen entwickelt haben, sind u. a. A. Straus (1968) und E. Goffman (1968).

- 2 Es ist im übrigen erstaunlich, daß Becker den Aspekt der subjektiven Definitionsprozesse durch den Akteur und damit den Aspekt motivationsspezifischer Faktoren in seiner Arbeit zwar als relevant erwähnt, bei der Analyse der primären Abweichung jedoch völlig außer acht läßt und von einer mehr „zufälligen“ Abweichung spricht. Der Motivationsaspekt gewinnt bei ihm erst in der Phase der Stabilisierung abweichender Karrieren, und damit der Phase sekundärer Devianz, Bedeutung.
- 3 In einigen Fällen – wie beim Erstkonsum – fällt die Analyse von Karrierephasen mit der Analyse einzelner Situationen zusammen. Vorteil einer situationspezifischen Analyse ist u. a. die Möglichkeit einer Verkettung mehrerer Erhebungstechniken. Zu generelleren Überlegungen bezüglich der Situation als Erhebungseinheit vgl. Friedrichs (1974).
- 4 Diese Einseitigkeit ist Folge der Tatsache, daß der Karriereansatz in der Soziologie abweichender Verhalten eng mit dem Labeling-Ansatz verknüpft ist, und der Labeling-Ansatz die Aspekte der primären Devianzgenese in den Hintergrund gedrängt hat (trotz entsprechender Arbeiten von Becker).
- 5 Zur Konzeption des „Wendepunktes“ vgl. Straus (1968: 99ff.).
- 6 Zum Stellenwert schriftlicher Befragungen im Vergleich zu Interviews vgl. insbesondere H. Hyman et al. (1954: 182–185). Zur Relevanz sozialer Merkmale von Interviewern selbst im Fall schriftlicher, anonymer Befragungen vgl. am Beispiel rassistisch-ethnischer Merkmale D. Philips (1971: 29f.).
- 7 Lehrer durften nicht anwesend sein, da – zumindest bei jüngeren Schülern – deren Anwesenheit sich auf das Antwortverhalten bei tabuisiertem Verhalten auszuwirken scheint (vgl. Devereux 1970). Hinweise dafür, daß bei Befragungen in Gruppensituation sich das Faktum der Gruppensituation auf das Antwortverhalten auswirkt, gibt es im übrigen nicht: Auch wenn Personen dicht beieinandersitzen (wie im Klassenkontext) scheint dadurch die Bereitschaft nicht zu sinken, tabuisierte Verhaltensweise zuzugeben (vgl. in bezug auf Studenten: Kreuzer (1978)). Nun ist es nicht nur denkbar, daß Verhaltensweisen verheimlicht werden. Es ist ebenso denkbar, daß Verhaltensweisen angegeben werden, die niemals praktiziert wurden. Wenn dies im Rahmen einer anonymen schriftlichen Befragung geschieht, dann in der Regel wohl deshalb, weil die Befragung nicht ernstgenommen wird, man ihren Sinn und Zweck nicht einsieht und sich bewußt unkooperativ verhält. Um diesen Personenkreis zu erfassen, wurden einerseits bei der Aufzählung von Rauschmitteln zwei fiktive Drogen mit aufgeführt und andererseits eine sehr intensiv betriebene Sichtung der Fragebogen auf Anzeichen für Täuschungsversuche und unkooperatives Verhalten vorgenommen. Im Rahmen weiterer Prüfungen wurde auf Inkonsistenzen bei der Beantwortung der Rauschmittelfragen und sonstigen Angaben zur eigenen Person geachtet. Die sehr intensive Suche führte schließlich dazu, daß 2% der Fragebogen aufgrund offenkundiger oder bewußt mangelhafter Beantwortung aussortiert wurden. Die Untersuchung entstand im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Konsum von Rauschmitteln im sozialen Kontext“.
- 8 Wir zählen hierzu auch jene Personen, die angeben, Haschisch mit Opium geraucht zu haben. Haschisch mit Opium vermengt, tritt äußerst selten auf. In den meisten Fällen handelt es sich nur um besonders reines Haschisch; der Opiumglaube stellt weitgehend einen Mythos dar (vgl. Bschor et al. 1971, Kleiner 1971, Mattke 1972). Bei den Cannabiskonsumern handelt es sich fast ausschließlich um Haschischkonsumenten; Marihuana-Konsum dürfte nur von einer Minderzahl praktiziert worden sein.
- 9 Cannabis wirkt anders als etwa Weckmittel, Beruhigungsmittel oder Opium. Um Schein-

- korrelationen zu vermeiden, die daraus erwachsen, daß mit bestimmten Drogen bestimmte Einnahmearten und bestimmte motivations- und situationspezifische Bedingungen verbunden sind, scheint eine Beschränkung auf eine Droge sinnvoll. Zu vergleichbaren Daten des Erstkonsums von Weckmitteln vgl. Reuband (1977b: 621 ff.).
- 10 Um das Nichterinnernkönnen an vergangene Ereignisse legitim erscheinen zu lassen, wurde bei verschiedenen Fragen zum Erstkonsum die Kategorie „Weiß nicht mehr“ explizit bei den Antwortkategorien mit aufgeführt. Nur in wenigen Fällen jedoch gaben die Befragten an, sich nicht mehr erinnern zu können. So gaben bei der Frage nach der vorherigen Konsumbereitschaft beispielsweise nur 6% keine Erinnerung an, und 2% gaben keinerlei Antwort. Ähnlich niedrige Werte für das Nichterinnern ergaben sich auch bei den anderen Fragen. In den folgenden Analysen sind bei der Berechnung jeweils die Personen ausgelassen, die sich nicht mehr erinnern konnten oder keine Antwort gaben.
- 11 Vertreter dieses Ansatzes einer situationsbedingten, mehr zufälligen Abweichung finden sich insbesondere unter den Anhängern des Labeling-Ansatzes. Im Fall des Rauschmittelkonsums läßt sich ein ähnlicher Ansatz auch bei H. Becker finden, allerdings mit Widersprüchen vermengt. Neuere Arbeiten in der Soziologie abweichenden Verhaltens kritisieren die mangelnde Berücksichtigung motivationaler Faktoren bei der Analyse der primären Devianz (vgl. z.B. Taylor et al. 1973: 150).
- 12 Ein Beispiel dafür findet sich in der Arbeit von R. Wetz und W. Peterson. Sie verneinen (irrigerweise) auf der einen Seite eine dem Konsum vorhergehende Konsummotivation, gehen bei ihrer Analyse faktisch jedoch von der Existenz einer Konsumbereitschaft aus: indem sie im Rahmen ihrer Regressionsanalyse die Konsumbereitschaft und den tatsächlichen Konsum auf *einer* Variablen anordnen (Peterson und Wetz 1976). Widersprüchlich ist auch H. Becker. So konstatiert er auf der einen Seite eine Zufallsabweichung von der Norm, glaubt andererseits jedoch „Neugier“ als Beweggrund für Rauschmittelkonsum festzustellen (vgl. Becker 1963: 46). Offensichtlich stellt für ihn „Neugier“ kein Motiv dar.
- 13 Hinweise darauf ergeben sich aus einer hessischen Untersuchung: Von den Probierern meinten hier 12%, sie hätten sich beim Erstkonsum um das Rauschmittel bemüht; bei den Gewohnheitskonsumenten waren es 28%. Die Gewohnheitskonsumenten gaben auch seltener an, zum Konsum überredet worden zu sein (vgl. Hessisches Kultusministerium und Hessisches Sozialministerium 1974: 46).
- 14 Bedenken müssen ebenfalls bei vielen der übrigen Erstkonsumenten ausgeräumt werden, ehe es zum Konsum kommt. Angesichts der ambivalenten Haltung vieler Erstkonsumenten ist es nicht verwunderlich, daß ein Teil zunächst beim Rauschmittelangebot zögert. So geben in der Berliner Untersuchung von Cannabiskonsumenten aus dem Jahr 1969/70 25% an, beim Angebot geögert zu haben (vgl. Herha 1973: 81).
- 15 Nähere Analysen erbringen im übrigen keinen Hinweis dafür, daß sich die Motive für Drogenkonsum – wie mitunter behauptet (z. B. BMJFG 1972) – in nennenswertem Maße verändert haben. Selbsttherapeutische Motive nehmen an Bedeutung nicht zu; Neugier bleibt über die Zeit hinweg das dominante Motiv (Reuband 1978).
- 16 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ergebnisse der Studie von H. Peterson und R. Wetz. Hier gaben bei der Frage nach dem Erstkonsum 38% an, „Ich hatte soviel davon gehört, daß ich es *endlich* (Hervorhebung von mir) selbst einmal ausprobieren wollte“. 53% wählten die Antwortkategorie „Eigentlich hatte ich es nicht *unbedingt* (Hervorhebung von mir) vor; es ergab sich so“. Es wäre sicherlich verfehlt, – wie es die Autoren tun – aus der Beantwortung der Frage zu schließen, daß dem Erstkonsum in der Regel keine Konsumbereitschaft vorhergeht. Mit dieser Frage wird nur die spezifische Situation des Kontakts erfaßt; sie sagt nur darüber etwas aus, wie zielstrebig diese Kontaktmöglichkeit gesucht wurde.

- 17 Eine ähnliche Überlegung in bezug auf abweichendes Verhalten allgemein findet sich auch in der Theorie der „differentiellen Assoziation“ von E. Sutherland (vgl. Cressey 1962). Auf Verhalten allgemein bezogen ist dieser Gedankengang auch in anderen Arbeiten der Soziologie, insbesondere zu Diffusionsphänomenen, geläufig (vgl. z. B. Katz und Lazarsfeld 1955, Coleman et al. 1966).
- 18 Die Tatsache, daß Rauschmittelkonsumenten eher mehr Freunde und Bekannte haben als Nichtkonsumenten, wird in der Literatur in der Regel nicht weiter diskutiert. Wahrscheinlich nicht zuletzt, weil dieses Ergebnis nicht in das herkömmliche medizinisch-psychiatrische Modell von isolierten und einsamen Drogenkonsumenten paßt. In einigen Arbeiten findet sich auch eine Uminterpretation der Befunde in der Weise, daß das Ergebnis als Bestätigung des medizinisch-psychiatrischen Erklärungsansatzes gesehen wird. So wird behauptet, die Existenz eines größeren Freundes- und Bekanntenkreises wäre Hinweis für die Existenz oberflächlicherer Beziehungen: Wer über viele Kontakte verfüge, müsse notwendigerweise oberflächlichere Kontakte haben. Für die Berechtigung einer derartigen These spricht aufgrund der übrigen soziologischen Literatur indes recht wenig.
- 19 Ähnliche Werte finden sich auch in einer bayerischen Untersuchung. Danach hatte in 12% der Fälle niemand der anwesenden Mitkonsumenten bereits Rauschmittelerfahrung (Infratest 1973: 33).
- 20 Hinweise für die Richtigkeit dieser Annahme finden sich bei E. Goode (1970: 131). Er fragte Rauschmittelkonsumenten nach einem Rauschmittelangebot vor ihrem ersten Konsum, das von ihnen ausgeschlagen wurde. Dabei ergab sich, daß der wichtigste Grund für die Rauschmittelabstinenz entweder war, daß man dem Interaktionspartner nicht eng genug gegenüberstand oder er nicht in der Lage war, die Einwände gegenüber den Gefahren von Drogen zu entkräften.
- 21 Von der Hoffnung auf neue und letztlich befriedigende Wirkungen zu trennen ist die erwartete Wirkung. Sie mag zwar in vielen Fällen mit der erhofften Wirkung zusammenfallen, ist von ihr jedoch analytisch zu unterscheiden. In den meisten Fällen dürfte die Erwartung eher unspezifisch sein und tendenziell in Richtung auf positive Erlebnisse gehen (vgl. Fisher und Steckler 1974: 90ff.; Kleiter und Perrez 1973: 34; Berger 1976: 248). Vergleicht man die erwarteten Wirkungen mit den tatsächlich erfahrenen Wirkungen, so scheint – einer österreichischen Studie zufolge – die tatsächliche Wirkung hinter der erwarteten Wirkung zurückzubleiben: Keine Wirkungen treten etwas häufiger auf und angenehme Wirkungen weitaus seltener als erwartet (Kleiter und Perrez 1973: 34).
- 22 Das Problem offener Fragen ist, daß man häufig nicht weiß, welche Bewertungen der Befragte mit bestimmten Begriffen verbindet wie z. B. dem Begriff „Rausch“. Von einigen Autoren (z. B. Zimmermann 1976: 70) wird der Begriff als Anzeichen für unangenehme Wirkungen interpretiert; doch sind alternative Deutungen nicht minder plausibel.
- 23 Mehrmaliges Rauchen – hier erfaßt als durchschnittlich nicht weniger als drei Zigaretten pro Tag. Bei einer weniger restriktiven Handhabung der Operationalisierung würde man naturgemäß auf einen höheren Anteil von Zigarettenrauchern unter den Drogenkonsumenten kommen.
- 24 Frühere Erfahrungen mit abweichenden Verhaltensmustern lassen sich auch in anderen Verhaltensbereichen, wie z. B. Alkohol, nachweisen (Reuband 1977 a: 65). Im Fall anderer Formen von Abweichung liegen wahrscheinlich ähnliche Verhältnisse vor (vgl. Kreuzer 1975).
- 25 Zum Impressionsmanagement – im Sinne einer Vortäuschung von Rauschmittelerfahrung – vgl. die Hinweise in den früheren Untersuchungen zum Rauschmittelkonsum in der Bundesrepublik (Wetz 1971: 45).

- 26 Die Hypothese von der Bedeutung des Meinungsklimas können wir auf ihre empirische Gültigkeit hier leider nicht prüfen. In der Essener Untersuchung wurde lediglich nach der eigenen Rauschmittelerfahrung gefragt, nicht nach der generellen Einstellung zu Cannabis oder der wahrgenommenen Konsumbereitschaft unter Altersgleichen (vgl. Jungjohann et al. 1972). Aussagen zum Meinungsklima aber lassen sich aus der Konsum- erfahrung nicht ziehen, da neben der Konsumbereitschaft auch die Marktbedingungen und die Zugangschance zu Rauschmitteln über das Ausmaß an Rauschmittelerfahrung bestimmen.

TABELLENANHANGTabelle 1:

Konsummotivation nach vorheriger Konsumbereitschaft
(max. zwei Mehrfachnennungen in Prozent)

Konsum- motivation	Konsumbereitschaft		
	Positiv	Ambivalent	Negativ
Neugierde	87	88	67
Leistungssteigerung	3	3	-
Schul-, Berufsprobleme	3	2	2
Interpersonale Probleme	7	5	16
Abstrakte Umweltprobleme	x	-	-
Sonstige Probleme	4	2	7
Lustgewinn	19	14	9
Langeweile	1	x	-
Bewußtseinserweiterung	4	3	2
Protest	1	x	-
Sozialer Zwang	13	16	16
Unzurechnungsfähigkeit	-	2	9
Sonstiges	10	8	7
(N =)	(206)	(263)	(45)

Anmerkung: Die Konsumbereitschaft wurde, wie im Text beschrieben, erhoben; erfaßt wurde die vor dem Konsum existente Konsumbereitschaft durch die Antwortkategorien "Ich würde gern einmal ein Rauschmittel probieren" (hier als "positiv" klassifiziert) "Ich würde vielleicht einmal ein Rauschmittel probieren" (hier als "ambivalent" klassifiziert) und "ich würde auf keinen Fall einmal ein Rauschmittel probieren" (hier als "negativ" bezeichnet).

Zu den Antwortkategorien "Leistungssteigerung" werden Antworten gezählt, die sich auf die Verbesserung der körperlichen und/oder geistigen Antriebskraft beziehen. Zu der Kategorie "interpersonale Probleme" Probleme, die sich im Zusammenhang mit Eltern, Freunden, Bekannten etc. ergeben. Zur Kategorie "abstrakte Umweltprobleme" Verweise auf Probleme mit abstrakter Umwelt ("die" Gesellschaft, Konsumterror etc.). Unter "Lustgewinn" werden hedonistische Motive gezählt, (wie mehr erleben, Phantasiegefühl etc., High sein). Zur Kategorie "Protest" wird explizit formulierter Protest gegen die engere oder weitere Umwelt gerechnet. Zur Kategorie "Sozialer Zwang" zählen Antworten, die die Gruppenbindung oder sozialen Zwang ansprechen (um Mut in der Gruppe zu beweisen, weil andere es auch taten etc.). Zur Kategorie "Unzurechnungsfähigkeit" gehören Antworten, die sich auf verminderte Zurechnungsfähigkeit beziehen (wie "ich war betrunken", "ich wußte nichts davon").
x bedeutet: weniger als 1 %

Tabelle 2:

Personenkreis nach Ort des Erstkonsums (in %)

Personenkreis	Ort		
	Privat	Party	Öffentlichkeit
Allein	1	-	1
Einzelpartner	36	9	25
Mehrere Freunde	52	64	49
Entfernte Bekannte	11	27	24
(N =)	100 (70)	100 (235)	100 (264)

Anmerkung: Zur Kategorie "Einzelpartner" gehören die Kategorien "allein mit einem Bruder bzw. Schwester, allein mit einer Freundin, allein mit einem Freund". Zur Kategorie "Mehrere Freunde" gehört die Antwortkategorie "mit mehreren Freunden". Zu der Kategorie "entferntere Bekannte" gehören: "sowohl mit Freunden als auch mit entfernteren Bekannten; überwiegend mit entfernteren Bekannten; überwiegend mit Personen, die ich vorher noch nicht kannte; mit sonstigen Personen".

Tabelle 3:

Art der Rauschmittelwirkung nach Konsumbereitschaft (in %)

Wirkung	Konsumbereitschaft		
	Positiv	Ambivalent	Negativ
Angenehm	33	24	20
Teils-teils	23	25	18
Unangenehm	8	10	22
Keine Wirkung	36	41	40
(N =)	100 (201)	100 (261)	100 (45)

Tabelle 4:

Art der Rauschmittelwirkung nach Art des Personenkreises (in %)

Wirkung	Personenkreis		
	Einzelpartner	mehrere Freunde	Entferntere Bekannte
Angenehm	35	26	19
Teils-teils	22	25	20
Unangenehm	9	11	15
Keine	35	39	45
(N =)	100 (150)	100 (288)	100 (104)

Tabelle 5:

Art der Rauschmittelwirkung nach Ort des Erstkonsums (in %)

Wirkung	Ort		
	Privat	Party	Öffentlichkeit
Angenehm	31	22	25
Teils-teils	22	38	20
Unangenehm	7	13	14
Keine	40	28	41
(N =)	100 (72)	100 (277)	100 (248)

Tabelle 6:

Fortsetzung des Rauschmittelkonsums über den Erstkonsum hinaus in Abhängigkeit von Rauschmittelwirkung und Konsumbereitschaft (in %)

Konsumbereitschaft	Rauschmittelwirkung			
	Angenehm	Teils-teils	Unangenehm	Keine Wirkung
Positiv	93 (68)	83 (46)	60 (15)	87 (72)
Ambivalent	79 (61)	83 (65)	40 (30)	75 (103)
Negativ	80 (10)	100 (8)	20 (10)	88 (17)

Tabelle 7:

Gründe für Nichtfortsetzung des Konsums nach Art der Rauschmittelwirkung (Mehrfachnennungen in %)

Gründe	Art der Rauschmittelwirkung			
	Angenehm	Teils-teils	Unangenehm	Keine Wirkung
Eltern oder Freunde haben mich dazu veranlaßt	11	21	10	5
Ich hatte Angst, süchtig zu werden	42	64	25	38
Es kostete zuviel Geld	26	21	19	5
Ich hatte Angst, wegen evtl. gesundheitlicher Schäden	16	29	22	8
Ich befürchtete, erwischt zu werden	16	-	-	5
Ich wurde krank davon	-	-	13	-
Es wirkte nicht (d. h. ich wurde nicht "high")	5	7	19	41
Andere Gründe	26	14	28	33
(N =)	(19)	(14)	(32)	(39)

Anmerkung: es waren maximal zwei Nennungen möglich

Literaturverzeichnis

- Becker, H. S., *Outsiders. Studies in the sociology of deviance.* New York 1963.
- Behrendt, J. U., *Drogengebrauch unter Hamburger Gymnasiasten. Eine repräsentative empirische Untersuchung des Konsumverhaltens, der Einstellung zu Drogen und einiger Variablen des sozialen Hintergrunds.* Med. Dissertation. Hamburg 1971.
- Berger, H., *Differentielle Karrieremuster bei jugendlichen Drogenkonsumenten.* Dissertation, Köln 1976.
- Blum, R. H. und B. Ferguson, *Predicting who will turn on*, in: R. Blum et al., *Students and drugs.* San Franzisko 1970, S.275–290.
- Blumer, H., *The world of youthful drug use.* Berkeley. Vervielfältigter Bericht 1967.
- BMJFG (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit), *Dokumente zum Drogenproblem.* Bonn-Bad Godesberg 1972.
- Bschor, F. u. a., *Cannabis-Problem aus Berlin. Erste Ergebnisse einer Analysereihe*, in: FU Pressedienst Wissenschaft Nr. 5 („Jugendliche und Rauschmittel“), 1971, S.31–33.
- Carlin, A. S. u. a., *Social facilitation of marijuana intoxication: impact of social set and pharmacological activity*, in: *Journal of Abnormal Social Psychology*, 80, 1972, S.132–140.
- Cheek, F. E. u. a., *Four patterns of campus marijuana use. Part I: Drug use.* Vervielfältigtes Manuskript. Princeton, N. J. 1971.
- Cohen, A. K., *The sociology of the deviant act, anomie theory and beyond*, in: *American Sociological Review*, 30, 1965, S.5–14.
- Coleman, J. S. u. a., *Medical innovation. A diffusion study.* Indianapolis 1966.
- Cressey, D., *The development of a theory: differential association*, in: Wolfgang/Savitz/Johnston (Hrsg.), *The sociology of crime and delinquency.* New York 1962, S.81–90.
- Devereux, E. C., *Autorität und moralische Entwicklung bei deutschen und amerikanischen Kindern*, in: Lüschen/Lupri (Hrsg.), *Soziologie der Familie. Sonderheft 14 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Opladen 1970, S.353–379.
- Fisher, G. und A. Steckler, *On being introduced to marijuana: Expectations, effects and experiences of past and current users*, in: *Journal of Drug Education*, 4, 1974, S.85–95.
- Friedrichs, J., *Situation als soziologische Erhebungseinheit*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 3, 1974, S.44–53.
- Goffman, E., *The presentation of self in everyday life.* Garden City, N. Y., 1959.
- Goffman, E., *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings.* New York 1963.
- Goffman, E., *Asylums. Essays on the social situation of mental patients and other inmates.* Harmondsworth 1968.
- Gold, M., *The validity of self-reports of delinquent behavior.* Institute for Social Research. University of Michigan. Unveröffentlichtes Manuskript. Ann Arbor, o. J.
- Goode, E., *The marijuana smokers.* New York und London 1970.
- Herha, J., *Erfahrungen mit Haschisch. Ergebnisse einer Befragung von 234 Konsumenten von Cannabis und anderen Drogen in Berlin (West), 1969/70.* Med. Dissertation. Berlin 1973.
- Hessisches Kultusministerium und Hessisches Sozialministerium. *Rauschmittelkonsum von Schülern in Hessen, Ergebnisse einer repräsentativen Schülerbefragung.* Wiesbaden 1974.

- Hyman, H. u. a., *Interviewing in social research*. Chicago 1954.
- Infratest, *Drogen und Rauschmittelmisbrauch in Bayern*. Vervielfältigter Bericht. München 1973.
- Institut für Jugendforschung, *Ergebnisse einer Repräsentativbefragung bei Jugendlichen zum Drogenproblem (Untersuchung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung)*. Tabellenband. Vervielfältigter Bericht. München 1973.
- Interim Report, *The non-medical use of drugs*. Interim Report of the Canadian Government's commission of Inquiry. Harmondsworth 1971.
- Jungjohann, E. u. a., *Drogenreport Essen*. Beitrag zur Epidemiologie des Drogenmißbrauchs unter Jugendlichen. Vervielfältigter Bericht. Essen 1972.
- Kadushin, C., Reason analysis, in: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. 13, 2nd ed., New York, S. 338–343.
- Katz, E. und P. F. Lazarsfeld, *Personal influence. The part played by people in the flow of mass communication*. Glencoe, Ill. 1955.
- Kleiner, D., *Opium im Haschisch – eine Legende?*, in: *Deutsches Ärzteblatt*, 68, 1971, S. 1164–1165.
- Kleiter, G. und M. Perrez, *Beitrag zur Epidemiologie des Drogengebrauchs unter Jugendlichen. Untersuchung zur Prävalenz von Drogen unter Schülern und Schülerinnen an Salzburger Berufs- und Mittelschulen*. Unveröffentlichtes Manuskript. Salzburg 1973.
- Kornhauser, A. und P. F. Lazarsfeld, *The analysis of consumer action*, in: P. F. Lazarsfeld/ M. Rosenberg (Hrsg.), *The language of social research. A reader on the methodology of social research*. Glencoe, Ill. 1955, S. 338–343.
- Kreuzer, A., *Drogen und Delinquenz. Eine jugendkriminologisch-empirische Untersuchung der Erscheinungsformen und Zusammenhänge*. Wiesbaden 1975.
- Kreuzer, A., *Über Gießener Delinquenzbefragungen*, in: O. Triffterer und F. v. Zeszschwitz (Hrsg.), *Festschrift für Walter Mallmann*. Baden-Baden 1978, S. 129–150.
- Lazarsfeld, P. F., *The art of asking why*, in: Katz et al. (Hrsg.), *Public opinion and propaganda*. New York 1954, S. 675–686.
- Lersner, M. v. u. a., *Haschisch an Gymnasien. Eine Erkundungsstudie über den Haschischkonsum und die Motivation der Konsumenten*. Unveröffentlichte Zulassungsarbeit für die pädagogische Prüfung für das Lehramt an Gymnasien. Freiburg 1971.
- Lucas, W. L. u. a., *Predicting who will turn on: a four year follow up*, in: *The International Journal of the Addictions*, 10, 1975, S. 305–326.
- Mattke, D. J., *Stand der Drogenforschung in: Sucht ist Flucht. Drogen und Rauschmittelmisbrauch in der Bundesrepublik*. Materialien vom Anti-Drogenkongreß. Hamburg 1972, S. 41–61.
- Nordalm, V., *Repräsentativerhebung des Jugendamtes Dortmund an Dortmunder Schulen über den Drogenmißbrauch*. Vervielfältigter Bericht. Dortmund 1972.
- Peterson, B. und R. Wetz, *Drogenerfahrung von Schülern*. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Stuttgart 1975.
- Phillips, D., *Knowledge from what? Theories and methods in social research*. Chicago 1971.
- Phillipson, M., *Theory, methodology and conceptualization*, in: P. Filmer u. a.: *New directions in sociological theory*. London 1972, S. 77–116.
- Plant, M., *Drugtakers in an english town*. London 1975.
- Reuband, K. H., *Normative Entfremdung als Devianzpotential. Über die Beziehung zwischen wahrgenommenem Lehrerverhalten und Bereitschaft zum Rauschmittelkonsum*, in: ders. (Hrsg.), *Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion*. Wiesbaden 1976a, S. 17–40.

- , Bezugsgruppentheoretische Ansätze zur Erklärung der Konsumbereitschaft. Über den Stellenwert von Klassenkameraden und altersgleichen Jugendlichen, in: ders. (Hrsg.), Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion. Wiesbaden 1976b, S. 41-62.
- , Drogen – nicht mehr „in“, aber noch lange nicht „out“, in: Psychologie heute, 4, 1977a, S. 59-65.
- , Einstiegsdrogen und Drogensequenzen. Ergebnisse einer empirischen Analyse zum Rauschmittelkonsum, in: Medizinische Klinik, 72, 1977b, S. 618-624.
- , The pathological and the subcultural model of drug use. A test of two contrasting explanations, in: J. S. Madden, R. Walker und W. Kenyon (Hrsg.), Alcoholism and drug dependence. A multidisciplinary approach. New York und London 1977c, S. 151-169.
- , Eine neue Drogengeneration? Zur Analyse sozialen Wandels im Bereich abweichenden Verhaltens, in: Angewandte Sozialforschung, Heft 5/6, 1978, S. 321-327.
- , Life histories. Problems and prospects of longitudinal designs, in: J. Clubb und E. K. Scheuch (Hrsg.), Historical Social Research. Stuttgart 1979.
- Rossi, P. H., Why families move. Glencoe, Ill. 1955.
- Scheuch, E. K., Das Interview in der empirischen Sozialforschung, in: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2, 1. Teil, 3. Aufl., Stuttgart 1973, S. 66-190.
- Schmidt-Scherzer, R. u. a., Eine Tageslaufanalyse bei Drogenkonsumenten, in: Archiv für Psychologie, 123, 1971, S. 244-250.
- Schönhöfer, P., Die Pharmakologie der Cannabis-Wirkstoffe, in: J. Schenk (Hrsg.), Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit bei Jugendlichen. Ulm 1976, S. 72-90.
- Second Annual Report, Marihuana and health. Second Annual Report to the Congress from the Secretary of Health, Education and Welfare. Washington 1972.
- Stadtjugendamt, Untersuchung über Rauschmittelgebrauch an Speyer Schulen. Vervielfältigter Bericht. Speyer 1971.
- Stinchcombe, A. L., Police practice, types of crime, and social location, in: A. L. Guenther (Hrsg.), Criminal behavior and social systems. Contributions of american sociology. Chicago 1971, S. 352-367.
- Straus, A., Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/M. 1968.
- Taylor, I. u. a., The new criminology. For a theory of deviance. London 1973.
- Thomas, W. I., Person und Sozialverhalten. Neuwied und Berlin 1965.
- Wetz, R., Jugendliche und Rauschmittel (Untersuchung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) Köln 1971.
- Zimmermann, R., Zur Situation des ersten Rauschmittelkonsums. Über den Stellenwert situationsspezifischer Faktoren für die Aufnahme und Fortsetzung des Konsums, in: K. H. Reuband (Hrsg.), Rauschmittelkonsum. Soziale Abweichung und institutionelle Reaktion. Wiesbaden 1976, S. 63-75.